



Berlin, den 25. November 1899.

Windsor-Pudding.

Zweihundert Gramm Weißbrotkrume werden geweiht, tüchtig ausgedrückt und mit achtzig Gramm ganz fein gehackten Ochsenmarkes, ferner mit einer eben so großen Rindertalgmenge vermischt.

Die mehr und mehr außer Rand und Band gerathenden Leute, die das Deutsche Reich am Liebsten mit allen Mächten der Erde in Krieg verwickeln möchten und sich trotzdem höchst stolz Patrioten nennen, schreien jetzt in ihrer Presse und in ihren schlecht besuchten Versammlungen, der Kaiser dürfe nicht nach England gehen. Das sei ein Gebot der Selbstachtung und der politischen Moral. Warum? Weil England in Südafrika augenblicklich einen dem deutschen Volk mißfallenden Krieg gegen den Burenstamm führt. Auch wir finden diesen Krieg ungerecht und haben aus unseren Sympathien mit den Buren, deren Tapferkeit wir den Sieg wünschen, nie ein Hehl gemacht. Aber ist es etwa Deutschlands Aufgabe, in der ganzen Welt die Sache der Gerechtigkeit zu verfolgen? Kann es unsere Pflicht sein, gegen jedes irgendwo verübte Unrecht aufzutreten, selbst wenn wir dadurch in kriegerische Verwickelungen gerathen könnten? Gewiß: es kann Fälle geben, wo die gesammte Kulturmenscheit gezwungen ist, sich zum Massenkampf gegen Rechtsverletzung und Bergewaltigung zu schaaren. Unsere Leser werden uns verstehen, wenn wir den Namen Dreifuss aussprechen. Auch das Schicksal Alexanders von Battenberg schien uns eines Krieges gegen das Moskowitereich nicht unwerth. Aber war es nicht gerade Fürst Bismarck — auf den sich die „Alldutschen“ und ihre Helfershelfer jetzt berufen —, der damals dem mächtigen nationalen Empfinden hindernd in den Weg trat und — vom Standpunkt seiner von uns niemals gebilligten besonderen politischen Moral aus mit Recht — den

Deutschen rieth, sich zunächst gefälligst um ihre eigenen Interessen zu kümmern? Wohin aber weist heute unser Interesse? Die Buren mögen so tapfer, so ehrlich, unserer Sympathie so würdig sein, wie sie wollen: zu bieten haben sie uns nichts. Großbritannien dagegen, das uns stammverwandte Land der politischen Erbweisheit, des Liberalismus und des Freihandels, ist unser natürlicher Verbündeter; es ist uns, wie der Kaiser oft in zündenden Worten erklärt hat, durch mit Blut besiegelte Waffenbrüderschaft theuer geworden und darf uns, wollen wir nicht das Joch russischer Botmäßigkeit auf uns nehmen, nie entfremdet werden. Wenn uns dieses Land jetzt, in richtiger Erkenntniß begangener Fehler, die Freundeshand entgegenstreckt, wären wir Thoren, schmolle und grollend im Winkel zu stehen. Freilich: während die liberalen Parteien in Deutschland sich stets gehütet haben, die Kreise unserer Diplomatie zu stören und an der auswärtigen Politik, deren Getriebe der fern Stehende doch nie übersehen kann, unzeitgemäße Kritik zu üben — es genügt, hier die Namen Birchow, Bamberger und Langerhans zu nennen — glauben die neuesten patriotischen Schreibhalse sich befugt, die Leitung des Auswärtigen Amtes vom Schreibtisch und der Rednertribüne aus aburtheilen zu können. Für ein solches Gebahren fehlt uns die parlamentarische Bezeichnung. Auch wäre es zwecklos, mit Leuten zu disputiren, die sogar das kaiserliche Telegramm an den Kommandanten der Royal Dragoons zum Gegenstande einer unehrerbietigen Kritik zu machen wagten und sich nicht entblödeten, darin einen Widerspruch mit der bekannten Depesche an den Transvaalpräsidenten finden zu wollen. Als ob es des Kaisers Schuld wäre, daß einzelne englische Blätter mit seiner selbstverständlichen Kundgebung Mißbrauch getrieben haben! Wenn nun beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges der russische Zar seinem berliner Alexanderregiment telegraphirt hätte, er wünsche ihm eine gute und glückliche Heimkehr aus dem Feldzuge: wäre darin eine Parteinahme gesehen und in Deutschland gesagt worden, es sei offenbar, daß die Sympathie des Zaren die deutschen Heere begleite? Es ist eigentlich nur nöthig, solchen Unsinn niedriger zu hängen. Nein: wir freuen uns der Festigkeit unserer Regierung, die sich von den Schreibern nicht ins Schlepptau nehmen läßt. Die Reise nach England durfte nicht aufgegeben werden; gerade sie bezeichnet klar den vernünftigen Standpunkt der 'deutschen Politik,' den Standpunkt strengster und aufrichtigster Neutralität, von dem wir nur zu unserem Schaden abweichen könnten."

Man fügt hundertundfünfundzwanzig Gramm Zucker, zweihundert Gramm Rosinen, etwas Rum und abgeriebene Apfelsine hinzu.

„Der Kaiser hat mit seiner erhabenen Gemahlin und mit seinen beiden Kindern die Reise über den Kanal angetreten, von wo schon jetzt ein ungemein sympathisches Echo zu uns herüberweht. Die maßgebende Presse Englands ist des Lobes über Wilhelm den Zweiten voll. Seine großartige Initiative auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens wird enthusiastisch gerühmt, die bekanntesten seiner denkwürdigen Aussprüche werden den Lesern ins Gedächtniß gerufen und selbst bei den verbissensten Rörglern findet die geniale Persönlichkeit des rastlos für seines Volkes Wohlfahrt und Größe arbeitenden Monarchen Anerkennung. Wer den Charakter des freien Briten auch nur einigermaßen kennt, weiß, daß ihm der Ton höfischer Schmeichelei ganz und gar fremd ist. Der Angelsache hat manchen Fehler; aber er ist aufrichtig und sein demokratisches Empfinden ist echt. Um so höher sind solche spontane Regungen landsmannschaftlicher Sympathie zu bewerthen. Wäre es nach den Wünschen unserer Brüllpatrioten gegangen, dann hätten wir dieses herzerhebende Schauspiel nicht erlebt, auf das der uns feindliche Theil Europas mit Neid blickt. Die großen Vaterlandsfreunde, die, wie ein dem auswärtigen Amt nahestehendes Blatt ganz richtig gesagt hat, jetzt förmlich in Engländerhaß waten, sind ja nicht einmal mit dem Samoavertrage zufrieden, den jeder Deutsche doch als einen Triumph unserer Staatskunst bewundern müßte. Sie meinen in ihrer gespreizten Unwissenheit, da die bisherigen Mitbesitzer, Engländer und Amerikaner, auf Samoa ihre alten handelspolitischen Rechte bewahrten, also den Deutschen gleichgestellt blieben, bestehe die ganze Veränderung eigentlich nur darin, daß künftig das Deutsche Reich die Kosten der Verwaltung von Upolu und Sawaii allein zu tragen haben werde. Die englische und amerikanische Konkurrenz werde demnach nicht zurückgedrängt und es sei unverantwortlich, daß in der ersten amtlichen Publikation des Vertrages eine so wichtige Bestimmung verschwiegen und die öffentliche Meinung getäuscht worden sei. Mit solchen lächerlichen Quisquilien sucht man das Meisterstück des Grafen Bülow herabzusetzen! Es ist ein erheiternder Anblick, die Sorge unserer Agrarier für den deutschen Kaufmann zu sehen, dem sie daheim sogar das legitime Lieferungs-geschäft unmöglich zu machen verstanden haben. Wir werden uns durch solchen Kleinfram die Freude an Deutschlands diplomatischen Sieg nicht vergällen lassen. Das gerade sind die besten Geschäfte, mit denen beide Kontrahenten zufrieden sind, und wir haben mit ehrlicher Genugthuung gehört, wie froh der britische Common sense den Samoavertrag begrüßt hat. Mögen die Engländer und Amerikaner auf Samoa recht viel Geld

verdienen: die Anhänger der wirthschaftlichen Freiheit werden sicher nichts dagegen haben. Bald werden die Hasenkanonen von Portsmouth das stolze Kaiserschiff begrüßen, bald wird auch das moderne Panzerschiff, das den unvergesslichen Namen unseres Kaisers Friedrich trägt und ein Displacement von 11 180 Tonnen hat, die britische Flagge hissen und aus seinen vierundzwanzig Schnellfeuergeschützen den Salut erwidern, bald wird der ruhmreiche Enkel in den Armen der achtzigjährigen Großmutter, dieses Modells einer streng konstitutionellen Herrscherin, ruhen. Die Weihe echt germanischen Familienlebens wird über der feierlichen Stunde schweben. Aber auch die Politik wird nicht zu kurz kommen. Die Engländer hängen trotzdem oder weil sie sich demokratischer Einrichtungen erfreuen, mit inniger Zärtlichkeit an ihrem Herrscherhause. Dieses Gefühl kam in rührender Weise erst neulich wieder zum Ausdruck, als auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz zur Feier des Geburtstages des Prinzen von Wales einundzwanzig Lydditbomben verschossen wurden. Auch in das Haus dieses erlauchten Fürstensohnes, des Vorbildes aller im wahren, liberalen Sinn adeligen Tugenden, wird unser Kaiser als Gast einkehren. Und wie die Fürsten, so werden sich gleichsam symbolisch zwei Völker umarmen, die, nach einer Periode bedauerlicher Mißverständnisse, entschlossen sind, fortan gemeinsam den Weltfrieden zu wahren. Wir wissen uns von Illusionen und sentimentalen Anwandlungen frei; aber wir meinen, es hieße den nun beginnenden Vorgang absichtlich und boshaft verkleinern, wenn man in dieser für den Welthandel so bedeutsamen Stunde nichts Besseres zu thun hätte, als an den Burenkrieg und an einzelne unliebame Episoden zu erinnern, in denen der englische Handelsgeist sich uns nicht eben von der freundlichsten Seite gezeigt hat. Diese Zeit ist vorbei. Der Delagoa-Vertrag, das Samoa-Abkommen und der Kaiserbesuch: diese drei Ereignisse sind Marksteine auf dem Siegesweg deutscher Macht und Größe. Deutschlands Seele ist, wie immer, auch diesmal mit Deutschlands Kaiser und wünscht ihm Meeresstille und glückliche Fahrt.“

Das Gelbe von fünf Eiern und ein ganzes Ei werden hinzuge-
than, ferner das Weiße von zwei Eiern, das vorher zu Schnee ge-
schlagen worden ist. Dann füllt man die Masse in eine glatte Form
und läßt sie im kochenden Wasserbad gar werden. Der Zusatz von Ma-
deira, wie er bei der Windsor-suppe gebräuchlich ist, empfiehlt sich in
diesem Falle nicht.

„Die ehrwürdigen Räume von Windsor Castle haben das Kaiserpaar

nebst den lieblichen Kindern aufgenommen. Hier, wo Wilhelm der Eroberer so gern weilte, wo Elisabeth und nach ihr die edelsten Stuarts ihre Sommerresidenz hatten, wird nun ein friedlicher Eroberer, der wie Windsors Wiedererbauer heißt, neue Siege erringen. Des Kaisers Kunstsinns wird in den ihm als Heim angewiesenen Van Dyck- und Rubens-Zimmern reichliche Nahrung finden. Seine Pietät wird sich an dem Standbilde des Königs Georg, eines seiner Ahnen, erfreuen und im Mausoleum des Prinz-Gemahls Albert den Manen eines deutschen Fürsten hulbigen, den die Briten in herzlicher Liebe den Jhren nannten. Schon diese Andeutungen zeigen genugsam, daß auch wir, wie die amtlichen Stellen, dem Besuch den Charakter eines rein familiären Aktes wahren wollen. Darauf weist auch schon die ganze Art der Reise hin. Der Kaiser will seiner Großmutter ein Produkt deutscher Schiffsbaukunst vorführen und im Lande der in allen maritimen Dingen an der Spitze marschirenden Engländer den Ruhm unserer Werften verkünden: deshalb begleitet ihn das Panzerschiff „Kaiser Friedrich III.“ Wolle Gott und die Reichstagsmehrheit, wir wären erst so weit, daß eine mächtige Schlachtflotte dem Monarchen bei seinen Familienbesuchen folgen könnte! Die Neunmalweisen haben zwar gesagt, mit dem Charakter eines familiären Besuches sei die Anwesenheit des Staatssekretärs Grafen Bülow nicht zu vereinen; um seine Großmutter zu umarmen, brauche der Kaiser doch nicht den Leiter des Auswärtigen Amtes als Zeugen mitzunehmen. Es erübrigt sich, auf dieses Gerede des Näheren einzugehen. Gewiß haben auch wir kürzlich ausgeführt, schon die Anwesenheit des Grafen Murawiew drückte dem Zarenbesuch den Stempel eines politischen Ereignisses auf. Diesmal aber liegen die Dinge anders. Nicht zu verkennen ist doch die Absicht einzelner englischen Kreise, den Kaiserbesuch politisch auszunützen, ihn als ein Zeichen der Parteinahme im südafrikanischen Krieg zu verwerthen und Europa glauben zu machen, es handle sich gewissermaßen um einen Besuch, den ein Volk in schwerer Stunde dem anderen abstatte. Wir haben gegen derartige Entstellungen eines ganz privaten Vorganges von Anfang an mit aller Entschiedenheit Front gemacht. Eben deshalb freuen wir uns, daß der erfahrene Leiter unserer auswärtigen Politik mit dem Monarchen in Windsor weilte. Er wird seinen Samoantriumph dort in vollen Zügen genießen, aber auch verhindern können, daß unpassende Zumuthungen irgend welcher Art an Wilhelm den Zweiten herantreten. Wohl wird er so wenig wie der Kaiser selbst die Gelegenheit versäumen, mit den englischen Staatsmännern, den Salisbury,

Balfour und Chamberlain, Zwiesprache zu halten; und die Thatsache, daß auch der britische Botschafter Sir Frank Lascelles aus Berlin in die Heimath geeilt ist, bürgt schon allein dafür, daß politische Unterhandlungen nicht ausgeschlossen sein werden. So lange aber Fürst Hohenlohe, den Agrariern und anderen Hezern zum Leidwesen, die Geschäfte des Reiches leitet, brauchen wir wahrlich nicht zu fürchten, unsere Politik könne je anderen als deutschen Interessen nachstreben. Gibt es zwischen Deutschland und Großbritannien denn auf der Welt keinen anderen Berathungsgegenstand als den Transvaalkrieg, der, so weit nicht ernste Geldrücksichten in Frage kommen, für uns nicht die Knochen eines pommerischen Grenadiers werth ist? Und seit wann gilt es denn a's das Zeichen einer Parteinahme, wenn ein Monarch dem anderen, unter Aufbietung des üblichen Hosprunkes, in Kriegszeiten einen Besuch abstattet? Deutschland hat seine Neutralität bereits bewiesen, als den Offizieren der Armee die Theilnahme am Burenkrieg verboten wurde; dieses Verbot galt für beide kämpfenden Theile, denn sicherlich waren auch viele deutsche Offiziere bereit, im Lager der White und Buller zu sechten. Ein neuer Beweis dieser ehrlichen Neutralität ist der familiäre Besuch des Kaisers bei seiner greisen Großmutter, dem nur die kleinliche Bosheit und Verdrehungskunst der Teufelsten aller Teutschen den Strempel eines politischen Ereignisses aufzuprägen vermag. Dem ruhigen Beobachter genügt schon der Umstand, daß der, wie Jeder hinlänglich weiß, in wichtigen Fragen unbeugsame Wille des Reichskanzlers dem Reiseplan keinen Widerstand entgegengesetzt hat, um alle sonst etwa möglichen Besorgnisse zu verschrecken. Es handelt sich eben um einen Akt familiärer Pietät, den wir freudig begrüßen, weil er geeignet erscheint, unsere Weltmacht zu mehren und gerade jetzt im Zeichen des Flottenkampfes, dem Weltfrieden neue, feste Stützen zu schaffen.“



Notizblätter eines Bühnenleiters.

Nach finde es selbstverständlich, daß sich jedes Theaterpublikum aus Leuten zusammensetzt, die ein Urtheil besitzen, und aus Anderen, die keins haben. Bedauernswerth ist es nur, daß die Anderen so oft die Kritiken schreiben.

Wenn eine alte Kunst im Sterben liegt, so sammeln sich alle literarischen Erbschleicher um ihr Totenlager.

Zu allen Zeiten hat das Theater sichtbar am Leben abgefärbt, als das Leben jemals am Theater abfärben wird.

Die guten Kollegen verzeihen uns viel leichter zehn große Mißerfolge als einen kleinen Erfolg.

Wenn ein Kritiker sich eines Tages zum Mißbrauch der Amtsgewalt entschließt, so schreibt er Theaterstücke.

Jede Hauptstadt hat neben einem Theater der Lebenden auch ein Theater der Ueberlebten . . . Es wird gewöhnlich vom Hof subventionirt.

Seltzam, daß die Zeitungen immer den toten Bühnendichtern so viel herzliches Lob spenden —: sie hätten doch auch von den lebendigen keine Berücksichtigung zu befürchten!

Die Stücke von Hermann Bahr muß man unbedingt einmal gesehen haben, — schon, damit man sie sich nicht ein zweites Mal anzusehen braucht.

Die patriotischen Bühnenwerke werden von unseren Kritikern mit dem nämlichen Hintergedanken gelobt wie Michael Beer von Heinrich Heine: „Diesen Dichter kann man ruhig loben — es glaubt ja doch Keiner!“

Es giebt Poeten, denen die Muse schon bei ihrer Geburt den rothen Adlerorden vierter Klasse in die Wiege gelegt hat.

Mancher unglückliche Autor beklagt sich, daß er von der Bühne nicht leben kann. Aber er vergißt, daß die Bühne auch von ihm nicht leben könnte.

Es schadet einem Stücke nichts, daß es die Zuhörer langweilt, —

wenn sie nur am anderen Tag in den Zeitungen lesen, wie ausgezeichnet sie sich unterhalten haben.

* * *

Welche Bühnenstücke gewöhnlich Nachwerke genannt werden? . . . Die Werke, die viel machen.

* * *

Ein Abend, der sich aus lauter Einaktern zusammensetzt, kommt mir und Vielen so vor wie eine Eisenbahnfahrt, bei der man nach jeder halben Stunde umsteigen muß.

* * *

Schaden kann einem Theater jeder Kritiker; nützen nur derjenige, der im Recht ist.

* * *

Wisweilen wurde uns ein Stück versprochen, das den Abend füllen sollte, — und es hat gleichwohl den Abend leer gelassen.

* * *

Auch der Vorrath an fremden Melodien nimmt schließlich ein Ende und so giebt es bereits Komponisten, die sich aus- abgeschrieben haben.

* * *

Die französischen Schwankdichter erreichen ihre Erfolge fast immer durch die saubere Behandlung des Unsauberen.

* * *

Wenn das Aufrichten von Marterln auch auf literarischen Unglücksstätten üblich wäre, so müßte auf dem Grabe manches Theaterstückes eine Tafel ständen: „Hier ist ein guter Gedanke verunglückt.“

* * *

Es giebt zweifellos manche Theater, die auch ein gutes Stück ablehnen, — aber es giebt auch manches gute Stück, das die Theater ablehnt, weil es mit leibigem Trotz an allem Bühnenmöglichen vorübergeht.

* * *

Ich kenne manchen Bühnenleiter von Ansehen und Erfolg, dessen persönliche Thätigkeit sich immer nur darauf beschränkt hat, die nothwendigsten Ausgaben zu verweigern.

* * *

Wir haben auch Dramatiker der Verdrießlichkeit, die von ihren Hörern nur besetzt werden wollen und nach einem durchschlagenden Ach-Erfolg streben.

* * *

Der englische Philosoph Hobbes hat den Ausspruch gethan: „Das Lachen ist ein arges Gebreche der menschlichen Natur, das jeder denkende Mensch zu überwinden bestrebt sein wird.“ . . . Das scheint der Wahlspruch

der mürrischen Herren zu sein, die in Deutschland über lustige Bühnenstücke berichten.

* * *

Wie sparsame Gastgeber uns die jungen Früchte erst als Primeurs vorsetzen, wenn sie schon in jeder Markthalle feil geboten werden, so bringt uns auch mancher Bühnenschriftsteller die neuen Stoffe erst dann, wenn sie längst billige Gemeinplätze geworden sind.

* * *

Es giebt auch allzu milde Kritiker, die im Gegensatz zu dem französischen Weisheitwort Alles verzeihen, weil sie nichts verstehen.

* * *

Bearbeiter nennen sich oft die merkwürdigen Leute, die gern am Mißerfolg eines Anderen theilnehmen wollen.

* * *

Das Schlagwort „modern“ scheint sich ausschließlich an jenes Wügel-Publikum zu wenden, das auch Geschmack und Urtheil nur nach dem neuesten Schnittmuster formt.

* * *

Ich habe manches Stück nur deshalb abgelehnt, weil man von seinen Mitmenschen nie das Schlechteste annehmen soll.

* * *

Wer aus dem Lob keine Freude und aus dem Tadel keine Lehre mehr schöpfen kann, soll seine Feder zerbrechen.

Oskar Blumenthal.



Bosjio.

Das größte Unglück, das Italien treffen kann, ist die allmählich eintretende Vermischung und die voranzufiehende gänzliche Zerstörung der regionalen Unterschiede zwischen den einzelnen Landestheilen. Im Mittelalter lag die Kraft des Landes in den selbständigen Stadtrepubliken mit hoch entwickeltem Bürgerfinn; die landsmannschaftliche und mundartliche Zusammengehörigkeit in den Provinzen mit ihren großen Centren hat sich im Wesentlichen bis auf die neueste Zeit behauptet, fängt aber jetzt an, dem Alles gleich machenden und verflachenden Zuge der Zeit zu weichen, der die geschäftigen und Geschäfte machenden Parlamentarier aus allen Winkeln Italiens nach Rom treibt, sie aus der gewohnten heimathlichen Verbindung reißt und der vaterstädtischen, für den Staat eben so nützlichen wie nur in kleinnachbarlichen Verhältnissen möglichen Kontrolle entzieht.

Vor der staatlichen Einigung Italiens war naturgemäß die päpstliche Kurie der Mittelpunkt, dem die verhältnißmäßig kleine Zahl der Ehrgeizigen zufließte, die der Enge provinziellen Lebens entfliehen wollten; aber ob sie nun lediglich nach Macht und Einfluß strebten oder die im Innersten so vieler Italiener schlummernde Herzensneigung für Geldgeschäfte befriedigen wollten, — sie konnten ihr Streben nur in geistlichem Gewande befriedigen. Nichts fällt Dem, der Mailand und mailänder Leben kennt, im Verhältniß zu der Namengebung großer deutscher Städte mehr auf als die Häufigkeit von Namen, die mailänder Familien und Ortsnamen in der Brianza und dem sonstigen Hinterlande der wahren Hauptstadt Italiens gemeinsam sind. Namen wie Becker, Meier, Müller, Krüger bezeichnen die ursprüngliche Beschäftigung der zugewanderten, ursprünglich ländlichen Bevölkerung: Belgiojoso, Belinzago, Cantù und Pèrego — um nur diese zu nennen — sind zugleich Namen von mailänder Familien und von Ortschaften im mailänder Gebiet; so ist auch Vossio zugleich der Name eines Dorfes an dem reizenden See von Pusiano in der Brianza und der eines Franziskanermönches, der im Jahre 1742 in Como, der Stadt der Kirchen und Klöster, geboren und schon im sechzehnten Lebensjahr in den Orden eingetreten war. Durch natürliche Begabung und praktische Geschicklichkeit erwarb er sich so großes Ansehen, daß ihn der Ordensgeneral in das Franziskanerkloster auf Araceli in Rom berief. Der Ordensregel gemäß, benutzte er auf seiner Reise weder einen Wagen noch ein Pferd, fühlte sich aber, fast schon im Anblick der Peterskirche, zuletzt so ermüdet, daß er das Anerbieten eines ebenfalls die Via Flaminia entlang ziehenden Müllers annahm und sich auf einen von des Müllers Eseln setzte. Kurz vor der Porta del Popolo kam ihm die goldstrogende Karosse entgegen, in der der Cardinal Corsini seine Nachmittagsspazierfahrt machte. „Der Heilige Franziskus ritt auf keinem Esel“, rief ihm der Cardinal zu. „Und der Heilige Petrus fuhr in keinem Wagen“, erwiderte der Mönch der Eminenz. Der Cardinal war viel zu klug, um die Antwort übelzunehmen, erzählte sie vielmehr dem Papst; und Pius VI., der Männer von der geschäftlichen Begabung Vossios bei seinen gewagten finanziellen Unternehmungen sehr wohl brauchen konnte, zog den Franziskaner in seinen Dienst.

Alle Eigenschaften, die man an alternden Priestern beobachtet hat, zeigte der regirende Papst im höchsten Grade. Als er, der im Jahre 1717 in Cesena als Sohn des Grafen Marco Aurelio Braschi geboren war, zum Papst erwählt wurde, nahm er am fünften November 1775 vom Palast des Lateran in einer Weise Besitz, die allein schon die unerfättliche Eitelkeit deutlich zeigte, die dann später seine ganze Regierung charakterisirt hat: statt, der Sitte gemäß, zu reiten, ließ er sich in einem prachtvoll geschmückten und

von vier Schimmeln gezogenen Wagen wie ein Triumphator in den Palast fahren. Die Priesterlichkeit hat an sich schon etwas Weibisches und dieser Mangel an Männlichkeit äußert sich eben so in weibischer Eitelkeit wie in den Umarmungen und Küffen, die zum Beispiel Pius IX. seiner nächsten Umgebung — geistlicher sowohl wie weltlicher — freigebig zu spenden pflegte. Jedes Alter hat seine eigenen Leidenschaften und Selbsttäuschungen. Je früher der Mann zum Greise wird, desto eifriger beginnt er, an Aufgaben zu arbeiten, deren Vollendung er niemals erleben kann. In einfachen Verhältnissen pflanzt er Bäume, in deren Schatten erst die späteren Enkel sitzen können, auf Petri Stühle unternimmt er ungeheure Bauten, deren Vollendung er — wenn sie überhaupt möglich ist — selbst niemals fördern kann. Wie viele Päpste haben am Bau der Peterskirche nur geplant, geschaffen und verschwendet, um ihrem Nachfolger Änderungen im Bauplan und die Möglichkeit eines kleinen Fortschrittes zu hinterlassen!

Fast eben so stark äußert sich in den Päpsten die Leidenschaft, durch die Gründung einer Familie fortzuleben, und gerade um so stärker, je weiter sie von der Möglichkeit entfernt sind, ihr Blut zugleich mit ihrem Namen zu vererben. Pius VI. ließ die Söhne seiner Schwester Giulia und des Grafen Girolamo Onesti aus Cesena nach Rom kommen, gab ihnen Wappen und Familiennamen der Braschi, baute ihnen den schönen, noch heute stehenden Palast an der Piazza Navona und suchte für sie ein großes Familiengut zusammenzubringen. Der erste in dieser Richtung unternommene Versuch freilich schlug fehl. Don Amanzio Lepri hinterließ unter Enterbung der eigenen Familie dem Papst ein mehrere Millionen betragendes Vermögen. Aber die Leibeserben prozeßirten und die ganze Sache war so skandalös, daß sich der Papst auf einen Vergleich einlassen mußte: das für die Nepotenfamilie erhoffte Erbglück zeigte sich als zu gering und der Papst mußte seinen Sinn auf andere Pläne lenken. Zum Glück für die Braschi gaben erstens der Papst und seine Rathgeber mehr auf Plinius als auf Tacitus; und zweitens lebte der Begründer der kritischen modernen Geschichtsforschung, Barthold Georg Niebuhr, noch nicht: sonst wären schwerlich die ungeheuren Summen verschwendet worden, die der Papst auf ein Unternehmen verwandte, das seiner Natur nach niemals auch nur bis zu einem erheblichen Grade oder gar ganz gelingen kann. Ja, jene gigantische Vergeudung hatte eine erhebliche politische Bedeutung: sie bereitete die Anschauungen vor, die schließlich dazu führten, das päpstliche Regiment für unmöglich zu erklären, und die früher zu praktischer Herrschaft gekommen wären, wenn nicht der Wahnsinn napoleonischer Herrschgier eine europäische Reaktion hervorgerufen hätte, die auch die schlechtesten Elemente älteren politischen Lebens, so weit es überhaupt möglich war, wiederherzustellen unternahm.

Marcus Licinius Crassus Nucianus gehörte zu jenen vollendeten diplomatischen Gaunern, die jeden Genuß der Welt und als den höchsten von allen die Befriedigung ihrer unerfülllichen Herrschaftsucht genießen wollen und wirklich ihren Zweck erreichen, selbst wenn sich Der, den sie betrügen, scheinbar so wenig wie der erste Napoleon zu der Rolle eignet, die ihn Talleyrand spielen ließ. Nucianus hielt an seinen Fäden, wenn auch manchmal noch so widerwillig, die Kaiser Claudius, Otho und Vespasian nebst seinem Sohn Domitian, trieb Vitellius in den Tod und brachte es fertig, daß ihm Vespasian selbst die freche Kühnredigkeit verzeihen mußte, mit der er in einem offiziellen Schreiben geprahlt hatte, er habe ihm, seinem Nebenbuhler, die Caesarenherrschaft geschenkt. Ihm so wenig wie seinem Ebenbilde Talleyrand hat jemals ein Zeitgenosse ein Wort der Wahrheit oder eine Handlung der Uneigennützigkeit zugetraut. Auch sonst aber haben sie ähnliche Schicksale gehabt. Wie Talleyrand eine deutsche Biographin gefunden hat, die ihre tiefe Kenntniß der französischen Geschichte dadurch beweist, daß sie den von ihrem Helden gebrauchten technischen Ausdruck für die dreiprozentige Steuer auf aus Amerika eingeführte Waaren (*le domaine d'occident*) mit *Dominium des Occidents* übersetzt, und die schließlich von ihm sagt, „daß er eine unvergleichliche Gewandtheit in den Dienst eines hohen patriotischen Ideals stellte“, so fand Nucianus in seinem vielschreibenden und unkritischen Zeitgenossen Plinius einen Mann, der die historischen Fabeln des Konsulars mit dem selben Entzücken weiterverbreitete, mit der die pariser Académie des sciences morales et politiques der unvergleichlichen Frechheit jubelte, mit der Talleyrand an seinem Lebensabend unter den Eigenschaften des Diplomaten vor Allem die *bonne foi* pries. Plinius nämlich allein hat uns die Behauptung des Nucianus überliefert: wo sich heute die pontinischen Sümpfe ausdehnen, hätten einst vierundzwanzig Städte gelegen, — eine Fiktion, die Niebuhr kurz mit der unwiderleglichen Erwägung abfertigt, es sei physisch unmöglich, daß die pontinischen Sümpfe jemals etwas Anderes gewesen seien als ein Haß hinter den Dänen an der See und, als dieses von den einfließenden Strömen mit Schlamm gefüllt wurde, ein Sumpf, der sich langsam, aber allmählich erhöht habe. Es ist also auch ganz überflüssig, den armen Papst zu tadeln, weil er seinen Ingenieuren einen falsch gezogenen Abzugskanal aufgezwungen habe: sein Unternehmen war eben von vorn herein unmöglich.

Frisien die blühenden Volkerstädte auch heute noch wenigstens im Konversationlexikon ein unschädliches Dasein: wer will es dem Papste verdenken, daß er den angeblichen vorhistorischen Reichthum volkreichen Erdbodens zu Gunsten der geliebten Nepotensfamilie wieder herzustellen unternahm? Aber zur Austrocknung auch nur eines kleinen Theiles der pontinischen Sümpfe

gehören ungeheure Kapitalien. Um sie sich zu verschaffen, versuchte man es zuerst mit dem alten Mittel der apostolischen Kammer: es wurden verschiedene Arten von Leibrenten ausgegeben, die wie unsere heutigen Staatspapiere gehandelt zu werden pflegten. Diesmal mißglückte die Operation jedoch, da der Markt mit derartigen hohen Werthen bereits überschwemmt war und die neuen Titel nicht mehr aufnahm. Da ersann ein priesterlicher Finanzkünstler ein anderes Mittel. Die Bank von Santo Spirito und das päpstliche Leihhaus gaben für etwa vierzehn Millionen Scudi (70 Millionen Francs) Papiergeld aus, sogenannte cedolas. Nachdem der Werth lange geschwankt hatte, setzte sie General Macdonald als Gouverneur des Kirchenstaates am sechsten September 1798 unter der Erklärung außer Kurs, sie würden zu fünfzehn Prozent ihres Nennwerthes gegen Assignate der französischen Republik eingetauscht werden. Was sollten die unglücklichen Besizer thun? Die französischen Assignate waren so im Werth gesunken, daß sie überhaupt anzubieten, eigentlich nur ein Hohn war. Dagegen prangte auf dem päpstlichen Papiergeld Name und Wappen Pius' des Sechsten. Sollten seine Nachfolger in besseren Tagen das Versprechen ihres Vorgängers nicht einlösen? Sahen doch die Römer im Oratorium des päpstlichen Leihhauses (des Sagromonte della Pietà) auf dem allegorischen Relief des Bildhauers Legros den Tobias dargestellt, wie er seine „zehn Pfund Silber dem Sabel“ lieh, „damit ihn der König brgnadet hatte“, und die Welt mußte ja, daß ihn Sabel das Geld treulich wieder gegeben hat. So sagt Gioachino Belli noch im Jahre 1831 von den Cedolas:

„Vom Vater erbt' ich einen großen Haufen,
 sie liegen alle ruhig mir im Kasten
 und kämen mir als einem armen Teufel
 — Du glaubst mir's schon — auch heut' recht sehr zu Statten.“

Denn als der Kamaldulensermonch Bartolommeo Alberto Capellari in jenem Jahre den päpstlichen Stuhl unter dem Namen Gregors des Sechzehnten bestieg, waren die Hoffnungen der römischen Staatsgläubiger, aber freilich wiederum vergeblich, erwacht.

Bosio soll von Pius dem Sechsten in vielen Geschäften verwandt worden und sogar zum Cardinal designirt gewesen sein. Aber beim Ausbruch der französischen Revolution sah er eine allgemeine Umwälzung der europäischen Verhältnisse voraus, gab jeden Gedanken an eine weitere Laufbahn bei der Kurie auf, trat im Jahre 1790 aus seinem Orden und ging nach Paris, wo er in Bailly's Dienste trat. Zwei Jahre später wandte er sich nach London und wurde schließlich als Fondsmakler ein reicher Mann.

Hamburg.

Professor Dr. Franz Eysenhardt.



Der Kampf um die Flotte. *)

Sehr geehrter Herr Zentsch,

Nie eben wieder auf die Tagesordnung gesetzte Flottenfrage veranlaßt mich, Sie um eine gefällige Aeußerung zu bitten, und zwar mit Bezug auf Ihre Ausführungen über die künftigen Wege der Großmacht Deutschland, wie Sie sie in Ihrem Artikel „Großdeutschland und Oesterreich“ in No. 49 der „Zukunft“ so außerordentlich anregend niedergelegt haben. Ich glaube, daß unsere politischen Anschauungen sich in vielen Punkten nah berühren; so hatten Sie vor einigen Monaten ja auch die Güte, meinen Aufruf zur Gründung eines Vereins für deutsche Wanderungspolitik mitzuunterzeichnen und den darin entwickelten Ansichten über wichtige Aufgaben der deutschen Politik beizupflichten. Um so werthvoller wäre es mir, auch in der erwähnten Frage eine Ansicht von Ihnen zu hören, die jedenfalls auch die Oeffentlichkeit interessieren wird.

Das größere Deutschland der Zukunft suchen Sie nicht jenseits der Meere, sondern auf den geographisch durch den Donauweg vorgezeichneten Bahnen. Nicht zerstreute, überseeische Kolonien, sondern ein großer, fest gefügter, dem alten Reich eng angegliederter Landkomplex, ein über Oesterreich, die Balkanhalbinsel und Kleinasien sich ausdehnendes Großdeutschland ist es, was Ihnen als alleiniges Ziel der größeren deutschen Zukunft klar vorgezeichnet erscheint. Das erste Erforderniß für den deutschen Kräfteüberschuß und für die Sicherung der deutschen Volkswirtschaft erblicken Sie in Ackerbaukolonien. Und nicht nur unter Ihren deutschen Zeitgenossen werden Sie damit sicherlich vielfach lebhaftest Zustimmung finden: auch große Geister aus früheren Tagen haben uns auf diese Bahnen gewiesen, auch unter den Männern, denen wir in erster Linie des jetzigen Deutschen Reiches Gründung verdanken, hat ein Großer schon frühzeitig seine Stimme für solche Ideen erhoben und auch im Auslande wird, wie Sie selbst anführten, der Werth gewürdigt, den kleinasiatische Ackerbau-Kolonien für Deutschland haben würden.

Setzen wir uns einmal, in eine fernere Zukunft schauend, über die mannichfachen gegenwärtigen Schwierigkeiten hinweg und nehmen wir an, daß Deutschland das von Ihnen gezeigte große Ziel erreicht. Ich glaube nicht, daß unsere — oder unserer Enkel — Aufgabe dann völlig gelöst wäre! Zweifellos wäre mit der Gewinnung reichlicher Ackerbaukolonien ein unvergleichlicher Fortschritt gemacht. Der Bedarf für ein Land wie das heutige Deutsche Reich ist jedoch ein doppelter. Ein Land der gemäßigten Zone mit dichter Bevölkerung, starker Volksvermehrung, hohen und beständig steigenden Kulturbedürfnissen braucht zum Unterhalt seines ganzen Volkes nicht nur einen weiten Boden, der das nöthige Getreide liefert: ein solches Land ist doch auch auf große Mengen tropischer Erzeugnisse angewiesen. Auch die Deckung dieses Bedarfes muß meiner Ansicht nach gesichert sein; und so kann Deutschland, kann auch Großdeutschland sich nicht der Aufgabe verschließen, entweder Tropenkolonien zu erwerben oder doch einen großen Seehandel zu unterhalten und zu sichern. Gelingt es uns einst, jenen geographisch vorgezeichneten Donauweg zu gehen, gelingt es, uns Kleinasien an-

*) Der Briefwechsel zweier volkswirtschaftlichen Schriftsteller, der, weil er zwei gut begründeten Anschauungen Ausdruck giebt, hier veröffentlicht wird.

zugliedern, so ist abermals ein Zeigefinger ausgestreckt, ein natürlicher Weg zur weiteren Entwicklung geographisch vorgezeichnet: Euphrat und Tigris verweisen uns auf das Persische Meer, auf die Verbindung mit den Ländern der Tropen. Diesen Weg dürfen wir uns dann nicht versperrt lassen und deutlich genug wird sich dort das Bedürfnis nach einer hinlänglich starken Flotte geltend machen. Von Kleinasien aus, das uns die notwendigen Ackerbaukolonien liefern würde, führt der Wasserweg weiter nach den tropischen Produktionsländern und tropischen Kolonien. Das ist, wie mir scheinen will, lediglich eine logische Weiterentwicklung Dessen, was Sie selbst bereits ausgeführt haben. Sie haben vor dem Meere Halt gemacht und nur die Ackerbaukolonien berücksichtigt; ich glaube aber, annehmen zu dürfen, daß Sie sich auch der Fortführung des Gedankens nicht verschließen werden, wenn Sie auch den tropischen Kolonien nur eine untergeordnete Bedeutung beimessen mögen.

Vielleicht werden Sie einwenden, die Fortsetzung des vorgezeichneten Weges über das Meer in die tropischen Länder hinein sei eine cura posterior, und so weit wir für jene späteren Aufgaben eine Flotte brauchen, könnten wir sie uns immer noch schaffen. Gestatten Sie mir einige Einwände:

Erstens schreitet die Theilung der tropischen Länder so schnell vorwärts, daß wir unseren Antheil bei Zeiten sichern und festhalten müssen. Dazu bedarf es der Flotte, und zwar neben der durch das Flottengesetz von 1898 geschaffenen Küstenverteidigungsflotte auch weiterer Linienfahrzeuge, die, ohne etwa Händel zu suchen, gegenüber den kleineren Staaten jenseits der Meere Achtung gebietend auftreten und die deutschen Rechte wahren können, aber auch den europäischen Seemächten gegenüber unseren begründeten Ansprüchen insofern Nachdruck verleihen, als das Vorhandensein der Flotte uns unter Umständen zu einem begehrenswerthen Freund und Bundesgenossen für dritte Mächte macht.

Zweitens aber bin ich der Ansicht, daß Sie Ihrer Rechnung nicht unbedingt die Annahme zu Grunde legen dürfen, eine Ausdehnung Großdeutschlands über Land erfordere nur die nöthige Landmacht und kollidire nicht mit den Seeinteressen anderer Großmächte. Sollte der von Ihnen gezeichnete Weg möglichst bald beschritten werden, so dürfte nicht die Abrechnung mit Oesterreich abgewartet, dürfte nicht nur von der einen Seite aus schrittweise vorgegangen werden. Sicherer wäre der Erfolg, den Sie wünschen, wenn auch vom Süden, vom Persischen Meer her, vorgearbeitet werden könnte. Und um uns dort die Bahn frei zu halten und uns nicht in den Rücken fallen zu lassen, dazu bedarf es wiederum der Flotte. Denn wir dürfen nicht übersehen, daß uns Kleinasien und Mesopotamien nicht konkurrenzlos überlassen werden würden. England, Rußland und Frankreich haben seit langer Zeit ein Auge auf jene Gebiete geworfen; ihnen kommt es auf die Schaffung eines Reserveweges neben dem Suez-Kanal an, um im Falle ernstester Verwickelungen größere Bewegungsfreiheit zu haben, Munition, Proviant und Streitkräfte möglichst schnell aus dem Mittelmeer nach dem Indischen Meer werfen zu können, auch wenn der direkte Schiffsverkehr unterbrochen ist. Nicht ohne Grund wachen die Mächte eifersüchtig über jeden Vortheil, der etwa den Deutschen beim Bahnbau in Aussicht steht, nicht ohne Grund wird bei der Pforte so heftig gegen Deutschland intrigirt. Besonders deutlich haben die letzten Monate das Ringen um das Persische Meer gezeigt: auf der einen Seite ist Rußland

im Begriffe, seinen Einfluß über Persien bis an die Küste zu erstrecken, auf der anderen ist sofort England vorgezogen. Als es bei Moskat Frankreich schlug, galt der Schlag Deutschland vielleicht nicht weniger als Frankreich, da England durchaus nicht gewillt ist, Deutschland den vorhin angedeuteten Weg freizulassen. Behaupten würde Großdeutschland seine Stellung nur dann können, wenn es sie durch eine hinlänglich starke Flotte stützt, den Weg durch das Persische Meer offen hält und durch seine Bündnisfähigkeit mit anderen Seemächten England veranlaßt, die deutschen Ansprüche zu respektiren. Und Das ist die Vorbedingung auch schon für die Gewinnung einer solchen Stellung.

Was die Nothwendigkeit von Ackerbaukolonien betrifft, so bin ich mit Ihnen durchaus einer Meinung; auch den speziellen Hinweis auf den Donauweg und Kleinasien weiß ich, trotz allen im Wege stehenden Schwierigkeiten, sehr wohl zu schätzen. Zugleich aber meine ich, daß die Nothwendigkeit von Tropenkolonien und des Schutzes der unentbehrlichen Handelsbeziehungen mit den Tropen darüber nicht vergessen werden darf. Darum bleibt die Nothwendigkeit der Flotte bestehen, um so mehr, als die Vollendung des Weges durch Kleinasien und das Vorschreiten auf diesem Wege vom Süden aus nicht ohne jeden Interessentwiderstreit gegenüber anderen Seemächten möglich wäre.

Neben dem nun gesicherten Küstenschutz bleibt nach Alledem die Aufgabe für Deutschland bestehen, auch jenseits der Meere einige Linienfahrer zu können, um sich seine Expansion über Ackerbau- und Tropenkolonien, seinen nothwendigen Handelsverkehr und seine Rechte gegenüber untergeordneten Staaten jenseits der Meere zu sichern. Mit aufrichtiger Hochschätzung Ihr sehr ergebener

Arthur Dig.

Sehr geehrter Herr,

Sie irren, wenn Sie argwöhnen, ich mißbilligte die Erwerbung tropischer Kolonien und die Unterhaltung einer unserer Weltstellung angemessenen Flotte. Was ich mißbillige, Das ist die Anpreisung der Seefererschaft als höchsten Staatsideales und die Verbreitung der Ansicht, das deutsche Volk sei berufen, die Engländer in der Verwirklichung dieses Ideales abzulösen. Ich bin überzeugt, daß nur die Landmacht auf sicherer Grundlage ruht und Aussicht auf Jahrhunderte lange Dauer hat und daß es thöricht wäre, wenn wir Deutschen, die wir durch unsere Eigenart, durch unsere geographische Lage und durch unsere geschichtliche Entwicklung auf die Ausdehnung zu Lande angewiesen sind, ungewollten den Weg beschreiten wollten, der für die Inselbewohnenden Engländer der allein gangbare gewesen ist. Daß ich in den Streit um Schiffe weder zu Gunsten der Vermehrung noch überhaupt eingreife, hat zwei gute Gründe. Der erste ist, daß ich von Marinesachen absolut nichts verstehe, so wenig wie vom Kriegswesen, und daß ich über Dinge, von denen ich nichts verstehe, nicht reden mag. Als historisch gebildeter Mann glaube ich, ein Urtheil über die allgemeinen Lebensbedingungen der Völker und Staaten zu haben, aber als Laie in Marinesachen kann ich unmöglich ein Urtheil darüber haben, welche Zahl und Art von Kriegsschiffen man für einen bestimmten Zweck braucht (abgesehen davon, daß ich die Zwecke, Absichten und Pläne unserer Regierung gar nicht kenne); und wenn ich in dem Streit darüber das Wort ergreifen wollte, so wäre Das eine eben so

lächerliche Annahme, wie wenn ich über Gewehrtypen, Griffe und Feldübungen ein Urtheil abgeben wollte. Der zweite Grund ist der, daß die Männer, die heute die Flottenvermehrung für nothwendig erklären, auch die Macht haben, ihren Willen durchzusetzen. Der König von Preußen hat noch stets die Soldaten gehabt, die er haben wollte; er wird auch als Deutscher Kaiser stets die Schiffe haben, die er haben will. Die Sorge, daß das Vaterland durch Nichterfüllung kaiserlicher Wünsche im Kriegs- und Flottendepartement zu Schaden kommen könnte, wäre auch dann das Ueberflüssigste von der Welt, wenn der Kaiser nicht einen so stattlichen Chor eben so begeisterter wie einflußreicher Besinnungsgeoffenen zur Seite hätte; was hätte es für einen Zweck, wenn ich diesen gewaltigen Chor mit meinem schwachen Stimmlein verstärken wollte? Dagegen erfüllt auch die schwächste Stimme einen Zweck, wenn sie Etwas ausspricht, das nothwendig ist und das sonst Niemand sagt. An eine bessere Fundamentirung unserer kontinentalen Stellung in der von Ihnen skizzirten Weise zu erinnern, halte ich für nothwendig; und da Das, so viel ich sehen kann, im Augenblick sonst Niemand thut, so thue ichs eben. Man hat Das für gefählich erklärt, weil es uns in Verwickelungen stürzen könnte, wenn solchen Vorkäuherungen — wie dem von Ihnen angeführten Zukunft-Artikel — im Auslande Bedeutung beigelegt würde. Das gebe ich zu; aber die von der ganzen offiziellen und offiziellen Presse feierlich verkündeten Weltmachtpläne sind doch weit eher geeignet, Verwickelungen mit dem Auslande herbeizuführen, als die Aeußerungen eines mit seinen Ansichten allein stehenden einflußlosen Privatmannes; und wenn sich in der That nach einigen Jahren die Nothwendigkeit ergeben sollte, den Weg der Expansion in südlicher Richtung einzuschlagen, so würde der Umstand, daß diese Nothwendigkeit das deutsche Volk ganz unvorbereitet trafe, den Erfolg nicht wenig beeinträchtigen.

Die Frage, ob eine Position Deutschlands an der Cyptratmündung eine Vermehrung der Flotte fordern würde und welche, ist wieder eine marinetechnische und geht mich nichts an. Dagegen glaube ich, die Ansicht bestreiten zu dürfen, es sei in jedem Falle eine Kriegsflotte dazu nöthig, uns die Zufuhr tropischer Erzeugnisse zu sichern. Befinden sich die Plantagen in fremdem Besiz, so bauen doch auch die fremden Besitzer Cacao, Kaffee und Baumwolle nur zu dem Zweck, um diese Produkte abzusetzen, und wenn überhaupt noch einmal Kriegsschiffe im Dienste des Plantagenhandels verwendet werden sollten, so glaube ich eher, man werde sie gegen uns gebrauchen, um uns jene Produkte aufzuzwingen, als um sie uns abzuschneiden. Daß wir beim Besiz eigener Plantagen zu deren Schutz Kriegsschiffe brauchen, ist selbstverständlich; eben deshalb hebe ich immer hervor, daß überseeischer Besiz nicht eine Stärkung, sondern eine Schwächung der Macht des Staates bedeutet; wie viele Kriegsschiffe in jedem Fall nöthig sind: Das ist wieder eine marinetechnische Frage. Und ob es vortheilhafter sei, die Kolonialwaaren aus eigenen Pflanzungen oder durch Vermittelung des Handels von ausländischen Kolonien zu beziehen: Das ist eine Frage, für die wieder andere Personen kompetent sind: die hamburgischen und bremischen Großhändler. Die möge man darüber befragen; auch werden diese Herren am Zuverlässigsten Auskunft darüber geben können, ob und in welchem Umfange unser Seehandel des Schutzes durch Kriegsschiffe bedarf. In aufrichtigster Hochachtung Ihr ergebener

Reisse.

Karl Zentsch.



Maxim Gorkij.

Der jüngste „Stern“ der neuen russischen Literatur ist der sechsundzwanzigjährige Boffjak Maxim Gorkij.*) Unter Boffjak ist ein Vorkämpfer zu verstehen, ein Mensch, der sich im ungeheuren russischen Heimatreich die Sohlen abgelaufen hat, — nicht etwa als Pilger, wie es Tausende seiner Landsleute beiderlei Geschlechtes, dem Wandertrieb ihres Wesens folgend, alljährlich thun, nein, einfach als Herumläufer „Brodjag“, Vagabundus, der durch die Steppe läuft, um weiter draußen, an einem entfernten Ende des Mütterchens Rußland, etwas Anderes zu probiren, als er schon gethan und erfahren hat. Am Meer ist er Fischer, an der Wolga Flößer, in den Hafensstädten Damarbeiter, im Binnenland Zimmermann, Schreiner, Schuster u. s. w., — alles Dies aber nur, so lange es ihm gefällt. Dann zieht er, die paar erworbenen Rubel in der Tasche — wenn er sie nicht schon an Ort und Stelle vertrunken hat —, seines Weges und sammelt so, im gemächlichen Dauerlauf durch das Achtzigmillionenreich, seinen Vorrath heiter verwegener und ungehemmter Lebensphilosophie, die den Starken seiner Art zum Raubthier, den Weichen zum Melancholiker und Selbstmörder, den Humoristen zum bezahlten Handwurst, den Psychologen zum Lächerer macht. Diesem Milieu ist Rußlands jüngster Dichter erwachsen, ein Bäckerlehrling, von dem wir nichts weiter wissen als, daß er zwei Bände Skizzen und Erzählungen herausgegeben hat, schon auf ein Jahr administrativ verschickt worden ist und — wenn er sich hohe Ziele setzen wird — im Besiz einer außerordentlichen künstlerischen Kraft eine ruhmvolle Zukunft vor sich hat.

Die „Skizzen und Erzählungen“ führen uns Bilder aus diesem Vagabunden-Milieu vor Augen.

Ehe ich jedoch auf die Würdigung dieser Arbeiter und die künstlerische Individualität des Autors näher eingehe, sind einige Worte über die neueren Richtungen und ihre inneren Zusammenhänge zu sagen. Vor Allem muß betont werden, daß die russische Literatur nur im Zusammenhang mit dem ganzen nationalen Werden und den Aufgaben, die es an die führenden Geister stellt, betrachtet werden darf. Der Russe verlangt von seiner Literatur, daß sie ihm die Wege für das Leben als Mensch und als Staatsbürger weist, und nur wer Dies im Auge behält, findet sich in den einander kreuzenden Strömungen und Absichten zurecht. Das ewige Grübeln, das Aufstellen von Prinzipien, die er übrigens, seiner wandelbaren Natur nach, selbst nie befolgt, hat dem Russen eine Literatur der Lebensfragen gezeitigt, die um so intensiver ist,

*) In der „Zukunft“ vom 14. Oktober 1899 ist eine Skizze Gorkijs („Emeljan Piljai“) erschienen.

als ihm ein heißer Wunsch nach dem modernen Staat, nach Freiheit und Recht alle ethischen und praktischen Fragen durchzieht.

In den vierziger Jahren kam die russische Literatur in Männern wie Lermontow, Gogol, Puschkin, Schtschedrin, Njekrassow, Belinskij zum Bewußtsein ihrer Kraft, in den sechziger Jahren durch Gontscharow, Dostojewskij, Tolstoi, Turgenjew und Andere zur Blüthe und Spaltung.*) Die Slavophilen beharrten auf der nationalen Grundlage, die Westler verachteten diese Richtung (verlachten sie noch heute, auch da, wo sie ehrlich ist) und fanden und finden in Rußland nichts, aber auch gar nichts, was der Westen nicht weit vollkommener besäße. Sie warfen alles Russische hinter sich, Sitten, Anschauungen, bis auf die Sprache und deren Natur athmende Kunstformen, und steuerten dem Westen zu, wie Belinskij, Herzen, Turgenjew und Andere. Auch Tolstoi begann in gewissem Sinne als Westler, — wenn man einem so univesalen Künstlergenius überhaupt eine Parteilstellung zuweisen darf. Seine ersten großen Werke wurzeln in westlichen Kunstanschauungen und sind scheinbar Produkte eines an westlicher Kultur genährten Geistes. Aber nur scheinbar. Denn daß Tolstoi in „Anna Karenina“ und in „Krieg und Frieden“ nicht nur dort den Ehebruch in seinen zerstörenden Folgen, hier den napoleonischen Feldzug beschreiben wollte, sondern in Levin und im Grafen Peter sich selbst, den russischen Menschen, gesucht und gefunden hat, der auf der Suche nach Wahrheit durchs Leben wandelt: Das wird unwiderleglich durch die „schruilige“ Thatsache bewiesen, daß der große Künstler später der reinen Kunst entsagt und seine Feder fast ganz in den Dienst des Lebens gestellt hat.

Dostojewskij's schriftstellerische Thätigkeit fällt in die Zeit, da es noch ehrliche Slavophilen gab. Er erlebte Tolstois Wandlung nicht mehr; und deshalb ist eine Bemerkung, die er in einem Brief an einen Freund macht, sehr bedeutsam. „L. T.“, sagte er da, „wird nichts mehr schreiben.“ In einem tieferen Sinne hatte er prophetisch gesprochen, denn Graf Tolstoi verzichtete wirklich auf das Kunstwerk um der Kunst willen. Dostojewskij war es, der auf die Nothwendigkeit hinwies, die russische Natur mit der westlichen Kultur zu verschmelzen, und der in Puschkin diese Synthese sah. Ich glaube, nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß die großartige Puschkinfeier, die jüngst in Rußland begangen wurde, auf den Einfluß der oft ausgesprochenen Gedanken Dostojewskij's zurückzuführen ist.

Seitdem haben die Westler in der Literatur bedeutend an Boden gewonnen; nicht etwa, weil ihre Anschauungen sie auf dem Wege des Heils schon sehr weit geführt hätten, sondern, weil das Slavophilenthum der Ortho-

*) Theoretisch hatte diese Spaltung schon unter Katharina der Zweiten begonnen.

doxie mit allem damit zusammenhängenden Unwesen verfallen ist. Von reinem, ehrlichem Ultrussenthum ist heute in der Schriftwelt nicht mehr viel zu spüren. Es wird in Moskau wie eine Drifflamme im heiligen Schrein gehütet, aber es zeitigt keine Talente mehr. In Petersburg, der Metropole der modernen Literatur, findet man wohl einige echte Künstler, die über den Zinnen der Partei stehen, so vor Allen den vornehmen und kraftvollen Wladimir Galaktionowitsch Korolenko; die meisten Vertreter der jungen Generation aber sind reine Westler, bilden jedoch seit neuester Zeit zwei Heerlager. Die Einen, wie Anton Tschekow (der übrigens in einer Wendung zum Tolstoisimus begriffen scheint), Gleb Uspenskij und Andere, wirken in reformatorischem Sinne mit großem Können, lassen nur die Absicht leider zu deutlich merken. Die Anderen sind und nennen sich mit Vorliebe Dekadenten. Dieser Gruppe gehören in erster Reihe Sologub, die hochbegabten Frauen Gurewitsch und Merezhkowsky, die Herausgeberinnen des eingegangenen Severnij Wjestnik, und als kritische Schriftstellerin Zinaida Wengerow, die Schwester des hochverdienten Herausgebers des literarisch-kritischen Lexikons an.

Maxim Gorkij ist in keine Partei einzureihen, er nimmt eine Sonderstellung ein. Er gleicht darin dem Grafen Tolstoi. Ein ganz eigenartiger Wesenszug geht durch seine Schöpfungen. Während aber bei Tolstoi unendliche Liebe das Leitmotiv ist, ist es ihm der Haß: kein gesunder Haß gegen die Lügen der Gesellschaft, gegen die Sünden der Kultur, nein, ein Haß gegen das Prinzip der Kultur selbst, ein Lieblosen des Häßlichen, das sich im Lasterpfuhl der Gesellschaft ablagert. Es ist sehr bezeichnend für diesen Grundzug Gorkijs, daß in seinen Erzählungen überall der Sieg des Bösen verherrlicht wird, das in seiner Kraft stets schöner dasteht, als Das, was bei ihm Unschuld heißt. Auch seine Personen sprechen als Resultat ihres Vagirens die bittere (Gorkij = der Bittere) Lebensphilosophie aus, die sich geschädigte Eigenschaft schließlich immer zurecht legt, gelangen jedoch niemals zu der Lebensweisheit und Selbstentäußerung tolstoijscher Gestalten. Tolstoi hat, seit er das „Guttsbesitzwort“ aufgegeben, die Sprache des Volkes gefunden, er behandelt diese Sprache mit einer Vollendung, wie sie in der Weltliteratur kaum anderswo vorkommt; Gorkij beherrscht dagegen mit unnachahmlicher Kunst die Sprache des Gesindel's. Seine Meisterschaft darin ist, wenn möglich, noch größer: so urfänglich, so kraftvoll unbewußt ist sie in jedem Detail.

Ein Beispiel davon geben seine unter dem Gesamttitel: „Gewesene Leute“ zusammengefaßten Skizzen aus dem Leben des Auswurfes verschiedener Städte, in den Ruinen einer Barocke, am Gassenweg einer Provinzstadt. Diese Leute leben im „Nachtquartier eines gewesenen Rittmeisters“, erzählen einander ihre Erlebnisse, schimpfen, fluchen in ihrer Gaunersprache, werden vom Schankwirth betrogen und betrügen ihn, haben jedoch einen gewissen

gesellschaftlichen Kodex, verschwinden zuweilen, kommen ohne Kopsele, zerlumpt, aus der Welt der Sitte, Reinheit und Strenge wieder zurück, bis die Obrigkeit endlich, da man nicht mehr zahlen kann, das Nest aushebt, der „Rittmeister“ gefesselt in Arrest geführt und sein „einziger Ebenbürtiger,“ ein ehemaliger Lehrer, den man aus der „reinen“ Welt zum Sterben wieder hierhergeschleppt hat, als Leiche irgendwo verscharrt wird. Mit wahrer Wollust wählt hier der Dichter im Gemeinen. Aber wie wahr, wie einheitlich ist doch Alles in diesem Bilde. Und welcher tiefe Hintergrund hassenden Schmerzes! Der Eindruck ist der selbe, wie wenn Zola im *Ventre de Paris* das Wärtemachen, das Plätten u. s. w. so beschreibt, daß man es — wie aus einer Berufsanleitung — lernen könnte. Allein Gorkij beschreibt nichts; er streift nur mit dem Kermel an irgend Etwas, wie zufällig, in beliebigen Zeit- und Ortintervallen, — und es steht in Leibhaftigkeit vor uns: nichts gelernt, nichts „beobachtet“, Alles selbst erlebt. Wenn er in der Skizze „Konowalow“ erzählt, wie er, der Lehrbursche Maxim, in der unterirdischen Backstube bei schwänelnder Lampe wacht, während der Obergehilfe Konowalow schläft, wie da der Ofenverschluß mit der zunehmenden Hitze kracht und die erkaltende Rinde der schon herausgenommenen Brote knistert, oder wenn er irgend einen Theil der Fischerarbeiten am Meeresstrand oder das stille Rudern des diebischen Tschelkafsch zwischen den großen Dampfern und Barkassen in der Erzählung gleichen Namens mit einigen Strichen hervorzaubert, so ist unser Eindruck weit stärker, als ihn die genaueste Schilderung hervorzubringen vermöchte, und wir haben immer das ganze Bild vor uns, — ein tönendes Bild, denn Gorkij ist ein echtes Kind seines Volkes und, wie dieses Volk, halb unbewußt musikalisch. Wenn er nach äußeren Mitteln sucht, um seine Vorstellungen auszudrücken, so greift er nach Formen, Farben und Tönen zugleich. Wie das Volk, das sonst so still einhergeht (wenn es nicht etwa berauscht ist), sein monotones Lied zu jedem Bewegungsrhythmus seiner Arbeit findet, so klingt auch für Gorkij die Arbeit, das Leben; es klingt und dröhnt der harte Tag an ihm vorüber, es singt und tönt ihm die träumende Nacht. Ein packendes Beispiel für diese plastisch-musikalische Darstellung einer Szene ist gleich die Einführung in die Erzählung „Tschelkafsch“. Tschelkafsch ist ein bei harter Diebs- und Schmutzgelarbeit ergrauter Bursche, der einen „lieben Jungen“ zum Helfer an einem nächtlichen Unternehmen dingt und dem Gehilfen zuletzt nahezu den ganzen Gewinn der Arbeit hinwirft, nachdem der Junge, vom Anblick des Geldes verwirrt, ihn darum angefleht hat. Tschelkafsch zerbläut ihn, Jener wirft ihm meuchlings einen Stein an den Kopf, jammert dann kläglich und will das Geld nicht nehmen, ehe ihm der Dienstherr verziehen hat. Eine Geißelung des echt russischen Veröhnungsbedürfnisses nach einem Meuchelmordversuch. Doch hören wir ihn, wie er zu erzählen beginnt, wie das Einzelne der Szene sich vom allgemeinen

Hintergrunde des Lebens abhebt und wie die Schilderung schon in der Wahl der Verbaladjektiva — man möchte beinahe sagen: eben so vieler Verbalinjurien — wie mit Eklaten durchtränkt ist:

„Der vom aufgewirbelten Staub des Hafens verdunkelte blaue Himmel des Südens ist trüb. Die glühende Sonne schaut blind, wie durch einen feinen grauen Schleier, herab auf das grünliche Meer. Sie kann sich nicht in der Wasserfläche spiegeln, die von Ruderschlägen, von Dampfersehrauben, von den tiefen, scharfen Kielen der türkischen Feluken und anderer Dampfer gebrochen wird. Sie durchfurcht den engen Hafen nach allen Richtungen, wo die freien Meereswellen, in den Granit gezwängt, von ungeheuren Lasten erdrückt werden, die über ihren Rücken schleifen. Sie schlagen an die Schiffborde, an die Hafenwände, klatschen und murren, unter den Schlägen auflochend und beschmutzt von allerlei Kehrlicht.

Das Klingeln der Ankerketten, das Gerassel der Waggon-Verkettungen, der metallische Aufschrei der Eisenplatten, die irgendwoher auf das Steinpflaster des Hafens fallen, das dumpfe Poltern des Holzes, das Dröhnen der Mietzwägelchen, die Pfliffe der Dampfer, bald durchdringend schrill, bald hohl klagend, die Rufe der Packträger, der Matrosen und Zollaufseher: alle diese Laute fließen in die betäubende Symphonie eines Arbeitstages zusammen und lagern sich, gleichsam unerschöpflich, schwebend, am Himmelsgewölbe über den Hafen, als fürchteten sie, in den Himmel hinauszufliegen und dort zu vergehen. Ihnen nach aber erheben sich von der Erde neue und immer neue Lautwellen; bald dumpf polternd und Alles ringsumher erschütternd, bald schrill, klirrend, ohrenzerreißend und die dunstige, staubige Atmosphäre durchschneidend. Granit, Eisen, Holz, das Steinpflaster des Hafens, die Schiffe und die Menschen, Allem entströmt der Gluthauch eines rasenden Hymnus an Merkur . . .“

Doch auch andere Töne weiß Gorkij anzuschlagen, poetische, verliebte: so in der schönen Erzählung von der Zigeunerin Rabda. Aber auch hier ist nicht Liebe zu finden, sondern nur Leidenschaft, die das geliebte Wesen zerstört, weil das Weib den unbefiegten Helden gedemüthigt hat.

Das selbe, immer wiederkehrende Thema der siegenden Kraft wird meisterhaft in der Erzählung: „Auf den Flüssen“ behandelt. Der gesunde, von Lebenskraft strotzende Alte fährt auf dem Schlepper mit der drallen Schwiegertochter, küßt und kost vor den Augen des lungenkranken Sohnes, der auf dem zweiten Floß steht und in mondbeglänzter Nacht, im feuchten Nebel, das Liebesleben der Beiden halb sieht, halb ahnt.

Erschütternd und dabei höchst gemein ist das Thema der Skizze „Aus Längeweile.“ Doch meisterhaft ist auch hier die Darstellung. Es handelt sich um fünf Personen auf einer einsamen Eisenbahnhaltestelle, die nur zweimal täglich

andere Menschen zu Gesicht bekommen. Der Stationschef und seine Ehehälfte langweilen sich. Da erinnert der „gebildete“ Gehilfe einen Spaß. Er hat entdeckt, daß der Bahnwärter, ein gefetzter, älterer Mann, zur blatternarbigen, armsfüßigen, alternden Köchin in heimlichen Beziehungen steht. Die Nagd schläft in einem Keller. Dahin schleicht sich nun zuweilen der Liebhaber, der ihr gestattet, seine Wäsche in Ordnung zu halten. Wehe aber, wenn sie den Bund je verriethe! Das Weib hat niemals Liebe genossen und empfängt demüthig und schweigend die zweifelhafte Ehrung. Da, als sie einmal wieder beisammen sind, hört sie, die vor Angst und Sorge niemals einzuschlafen vermag, wie Jemand draußen den Riegel vor die Kellerthür schiebt. Sie sind gefangen, der Schmach preisgegeben! Das Weib weckt den Schläfer, der mit harten Scheltworten über sie herfällt. Als es Tag wird, empfängt man die Verhörten vor der Thür mit einem ragen Hochzeitmarsch, — und lacht und lacht. Der Mann schiebt nach Memmenart alle Schuld auf die Frau. Sie aber läuft ins Kornfeld und liegt da, betäubt, starr, den wellen Busen entblößt der sengenden Sonnengluth preisgegeben.

Alle rufen nach ihr, denn das Essen muß ja bereitet werden. Sie hört die Stimmen, sie lauscht nach der seinigen, — nur diese hört sie nicht. Da bleibt sie liegen, bis es Abend wird. Dann geht sie auf den Dachboden und erkennt sich. Die Herrschaft aber hatte ihren Spaß, der noch lange über die Monotonie des Stationslebens hinweghalf. . . Wir sehen auch hier das Grausame in Gorkijs Talent; nirgends auch nur als Episode Liebe, nur Leidenschaft oder des heißen Lebens menschlichste Noth. Die einzige schwache Erzählung Gorkijs ist nach meiner Meinung „Das Ehepaar Delow.“ Sie beginnt kräftig und einfach wie die anderen, doch überwuchert schließlich die Tendenz: Volksbildung, Frauenrecht und Frauenvortrecht. In einigen anderen Skizzen wird das ewige Thema des Suchens nach dem Lebensweg variiert, immer mit dem Sieg Dessen, der nicht grübelt und sich leicht macht. Ueberall sind Schönheiten ausgestreut, die das Herz erbeben machen: eine Fülle von Gedanken, ein seltener Glanz der Bilder und eine durch keine eitlen Kunststückchen zerrissene Geschlossenheit des Aufbaues, die Staunen erregen.

Aber wer mit Bedacht in dem ungeheuren Buch der Weltliteratur ein Blatt nach dem anderen umwendet, wird finden, daß der Haß sich kein Dentmal errichtet hat und daß die bleibenden Wirkungen im Schriftthum wie im Leben von der Liebe ausgehen. Die großen Hasser verschwinden, ihre Stimme reicht nicht über die Gegenwart hinaus. Möge den jungen Dichter sein kühnes Talent auf den rechten Weg weisen, — auf den Weg, der von klügelnder Abhängigkeit und von dreistem Bagabundenthum gleich weit abführt.



Die Chemie am Ende des Jahrhunderts.

Das neunzehnte Jahrhundert wird einst das Jahrhundert des naturwissenschaftlichen Fortschrittes genannt werden. Der Laie denkt vorzugsweise an die technisch-praktischen Fortschritte: Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone, an Photographie und Kinematograph, rauchloses Pulver und Dynamit, das elektrische Licht, Kuerlicht, Acetylen und zahllose andere praktische Errungenschaften. Der Fachmann faßt den Stand der Erkenntniß in seinem Gebiet am Anfang und am Ende des Jahrhunderts vergleichend ins Auge.

Der Abschluß des achtzehnten Jahrhunderts — damit meine ich die ganze Zeit seines letzten Viertels — spielt eine epochenmachende Rolle in der Geschichte der Chemie. Die neue Epoche ist unlosbar mit dem Namen Lavoisiers verknüpft, dem die Wissenschaft die noch heute herrschenden, zweifellos richtigen Vorstellungen über die allgemeinste Erscheinung im ganzen Gebiet der Chemie — die Verbrennung oder Oxydation — verdankt. Bis auf ihn herrschte die Phlogistontheorie, die die alchemistischen Bestrebungen abgelöst hatte und davon ausging, daß alle brennbaren Substanzen aus wenigstens zwei Bestandtheilen zusammengesetzt seien: der eine, der Träger der Brennbarkeit, das Phlogiston, sollte während der Verbrennung entweichen, der andere als unverbrennlicher Bestandtheil zurückbleiben. Das Phlogiston aller brennbaren Körper galt für identisch. Wenn irgend ein Metall verbrennt, so entsteht — nach unseren heutigen, von Lavoisier begründeten Anschauungen — ein Metalloxyd (Verbindung des Metalles mit Sauerstoff). Die Phlogistiker dagegen hielten das Metall für eine Verbindung von Metallkalk (womit sie Das bezeichneten, was wir Oxyd nennen) und Phlogiston. Bei der Verbrennung des Metalles ging nach ihrer Meinung das Phlogiston davon und der Metallkalk blieb zurück. Die Menge von Phlogiston, die ein Körper enthielt, war nach Stahl, dem Hauptbegründer dieser Theorie, gering; am Reichsten daran sollte der beim Verbrennen von Del entstehende Ruß sein. Die Pflanzen sollten das Phlogiston wiederaufnehmen und verbrauchen.

Die Phlogistontheorie war in durchaus folgerichtiger Weise für Alles, was wir heute Oxydationerscheinungen nennen, durchgeführt. Immerhin ist es merkwürdig, daß ein ganz nahe liegendes Argument gegen die Theorie dabei übersehen wurde, nämlich, daß die Körper bei der Verbrennung — Verkalkung im Sinne der Phlogistiker, Oxydation in unserem Sinne — an Gewicht nicht ab-, sondern zunehmen. Wenn ein Stück Eisen oxydirt wird, so wiegt der entstehende Eisenrost mehr, als das Eisen vorher wog; wenn eine Kerze oder irgend ein anderes Leuchtmaterial verbrannt wird, so läßt sich feststellen, daß die entstehenden gasförmigen Verbrennungsprodukte zusammen mit dem Rückstand mehr wiegen, als das Gewicht des unverbrannten Materiales war. Das konnten auch die Phlogistiker wissen, denn schon der Chemiker Boyle, der im siebenzehnten Jahrhundert lebte, hatte die Gewichtszunahme bei der „Verkalkung“ der Metalle konstatiert und gefunden, daß Verbrennung nur bei Vorhandensein von Luft erfolgt und daß dabei ein Theil der Luft verschwindet. Aber die ganze Zeit, während deren die Lehre vom Phlogiston herrschte, behandelte die quanti-

tativen Verhältnisse bei den Reaktionen der Körper als nebensächlich. Im Uebrigen half man sich mit Redensarten wie: das Phlogiston sei etwas absolut Leichtes, durch seinen Austritt würden die Körper nicht leichter, sondern schwerer u. s. w. Indessen war Das nicht die allgemeine Ansicht der Phlogistiker.

Lavoisiers Verdienst ist es gerade, daß er die quantitativen Verhältnisse in der Chemie auf das Ausgiebigste berücksichtigte, und deshalb bezeichnet Kopp in seiner ausführlichen Geschichte der Chemie die mit Lavoisier beginnende Zeit mit Recht als das „Zeitalter der quantitativen Untersuchungen“. Der Sturz der Phlogistiontheorie war durch mehrere verdiente Chemiker vor Lavoisier vorbereitet worden. Der Schotte Black, einer der Lehrer Lavoisiers, hatte sich mit dem Unterschied der äpanden und kohlen-sauren Alkalien eingehend beschäftigt und die Thatsache festgestellt, daß die kohlen-sauren Alkalien Verbindungen der Kalkalkalien mit fixer Luft sind. Der Ausdruck „fixe Luft“ für das heute Kohlen-säure oder Kohlen-dioxyd genannte Gas gründete sich eben darauf, daß diese Gasart in den kohlen-sauren Alkalien, wie Soda, Pottasche, Marmor, in festem Zustande gebunden ist. Es wurde somit von Black überzeugend nachgewiesen, was schon früher behauptet worden war, daß es mehr als eine Luftart gäbe. Auch den Arbeiten von Joseph Priestley ist viel zu danken, u. A. die Entdeckung des Sauerstoffes. Charakteristisch für den damaligen Stand chemischer Kenntnisse war das Thema seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit, „Die Einwirkung brennender Kerzen und thierischer Respiration auf eine abgeschlossene Luftmenge“, — ein Thema, dessen Beantwortung am Ende des neunzehnten Jahrhunderts zu den Elementen der allgemeinen Schulbildung gehört oder wenigstens gehören könnte. Durch Erhitzen von rothem Quecksilbertalk erhielt er Sauerstoff. In den phlogistischen Anschauungen befangen, konstatarie er, daß diese Luftart ganz rein und frei von Phlogiston sei, und nannte sie deshalb „dephlogistifirte Luft“.

Unabhängig von Priestley entdeckte den Sauerstoff auch der schwedisch-pommersche Apotheker Scheele, der noch ganz besonders erwähnt zu werden verdient, weil er eine Reihe von organischen Substanzen in Naturprodukten, wie die Weinsäure, Citronensäure, Aepfelsäure und Harnsäure, entdeckte und genauer untersuchte. Er wurde dadurch einer der Begründer der organischen Chemie.

Endlich trug, obgleich in phlogistischen Anschauungen befangen, der in Rizza geborene Engländer Cavendish viel zum Sturz der Phlogistiontheorie bei. Seine Arbeiten zeichnen sich durch peinlichste Genauigkeit und Schärfe der Beobachtungen aus. Er entdeckte den Wasserstoff, die „brennbare Luft“, die beim Auflösen gewisser Metalle, wie Zink und Eisen, in Säuren entsteht. Diese „brennbare Luft“ galt nun als das eigentliche Phlogiston.

Cavendish ist auch die Ermittlung der Zusammensetzung der atmosphärischen Luft zu verdanken. Man hatte aus weniger genauen Beobachtungen geschlossen, daß das Mengenverhältniß der Bestandtheile der Luft nach Ort und Jahreszeit in hohem Grade schwankend sei; Cavendish stellte fest, daß die Luft überall in hundert Raumtheilen 20,8 Raumtheile dephlogistifirter Luft (Sauerstoff) und 79,2 Raumtheile phlogistifirter Luft (Stickstoff) enthält. Auch für die Zusammensetzung des Wassers hat er entscheidende Versuche gemacht; er ermittelte, daß, wenn ein Gemisch aus Luft und brennbarer Luft (Wasserstoff) in einem geschlossenen Gefäß zur Explosion gebracht wird, Wasser entsteht und kein Gewichtsverlust ein-

tritt. Weiter zu gehen, hinderten ihn seine phlogistische Anschauungen. Gerade Cavendish's Entdeckung, daß bei der Verbrennung von Wasserstoffgas Wasser entsteht, wurde für Lavoisier, dem jede Verbrennung Vereinigung mit Sauerstoff war, der Schlüssel zur Erklärung der Zusammensetzung des Wassers. Uebrigens hatte auch der berühmte James Watt im Jahre 1783 aus Cavendish's Versuchen den Schluß gezogen, daß Wasser aus dephlogistifirter Luft und Phlogiston zusammengesetzt sei. Das heißt — aus der damaligen Nomenklatur und Anschauungsform in die heutige übertragen —: aus Wasserstoff und Sauerstoff.

Das neue Zeitalter, das mit Lavoisier für die Chemie anbricht, beruht also vor Allem auf der Erkenntniß, daß die Verbrennung nicht eine Zerstörung oder Zerlegung ist, sondern durch die Vereinigung brennbarer Körper mit einem anderen Körper, dem Sauerstoff, verursacht wird. Die falsche Theorie vom Phlogiston wurde nicht nur gestürzt, sondern sofort die richtige an ihre Stelle gesetzt. Lavoisier's erste größere Arbeit behandelte das Problem, ob sich Wasser beim Kochen in Erde verwandeln könne. Er erhitzte Wasser in einem verschlossenen und gewogenen Glasgefäß hundertundeinen Tag lang und konstatierte nach Ablauf des Experimentes, daß Gefäß und Wasser zusammen noch genau so viel wogen wie am Anfang. Dann wog er das Wasser und das Gefäß einzeln und stellte fest, daß das Wasser an Gewicht zugenommen, das Gefäß an Gewicht abgenommen hatte. Er fand, daß die vom Wasser aufgenommenen erdigen Bestandtheile aus dem Gefäß stammten und daß eine Umwandlung von Wasser in Erde nicht stattgefunden hatte. Diese Arbeit hat mit der Widerlegung der Phlogistontheorie noch nichts zu thun, zeigt aber die sorgfältige Berücksichtigung der quantitativen Verhältnisse in Lavoisier's Untersuchungen, in denen die Benutzung der Waage eine wichtige Rolle spielte. Seine Arbeiten über Verbrennung begannen im Jahr 1772. Die Gewichtszunahme bei der Verbrennung von Schwefel und Phosphor und bei der Verfallung von Metallen erklärte er daraus, daß bei der Verbrennung eine große Menge von Luft gebunden werde, die bei der Rückverwandlung des Metallkaltes in Metall wieder frei würde. Die Natur des Sauerstoffes war ihm bei diesen Versuchen noch unbekannt. Erst im Jahr 1774 wurde er auf das von Priestley entdeckte Sauerstoffgas aufmerksam und setzte Priestley's Resultate sofort in einer originellen und fruchtbaren Weise um.

Im Jahre 1775 veröffentlichte er dann eine Arbeit über den Stoff, der sich mit den Metallen bei deren Verfallung vereinigt: *L'air éminomment respirable*. Er zeigte, daß das Sauerstoffgas die Verbrennung in einem Grade begünstigt, die es als eine unerläßliche Bedingung für jede Verbrennung erscheinen läßt. Er stellte das Gas, eben so wie vor ihm Priestley, durch Erhitzen von rothem Quecksilberoxyd her und wies nach, daß dieser „Metallkalk“ aus Metall und Sauerstoff besteht. Priestley erwähnte er bei seinen Veröffentlichungen nicht und wollte auch später Dessen Priorität nicht anerkennen; es steht aber fest, daß er vor der persönlichen Mittheilung Priestley's nichts vom Sauerstoff wußte. Es ist nicht das einzige Mal, daß er Vorarbeiter oder Mitarbeiter totzuschweigen versucht hat.

Weitere Untersuchungen über Verbrennung und Alles, was damit zusammenhängt, enthielten die 1783 veröffentlichten „Betrachtungen über die Phlogistontheorie“. Hier rechnet er endgültig mit dieser Theorie ab. Er leugnet die Existenz

eines Prinzips der Verbrennung und behauptet, daß Kohle, Schwefel, Phosphor und die Metalle einfache Körper seien; die Veränderung, die sie bei der Verbrennung oder Veralkung erführen, beruhten nur auf der Aufnahme von Sauerstoff. Im Jahre 1783 erfuhr er von Cavendish's Versuch der Verbrennung von Wasserstoff und schloß daraus in Verbindung mit seinen eigenen Erfahrungen, daß Wasser eine Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff sein müsse. Er wiederholte den Versuch in größerem Maßstab, bestimmte die quantitative Zusammensetzung des Wassers aus der Menge der verwendeten Gase und stellte auch sogleich die Gegenprobe an, indem er Wasserdampf über glühendes Eisen leitete, mit dem sich nun der Sauerstoff verband, so daß der Wasserstoff als die „brennbare Luft“ nachgewiesen war. So war ihm neben der Synthese auch die Zerlegung des Wassers gelungen.

Seine Theorie der Oxydation wurde nun in immer weiteren Kreisen anerkannt und war im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts bereits allgemein herrschend. Auch die physiologische Bedeutung des Oxydationsvorganges wurde in Lavoisiers Arbeiten gewürdigt. In seiner Untersuchung über den Athmungsprozeß vom Jahre 1777 zeigte er, daß der Sauerstoff der einzige Bestandtheil der Atmosphäre ist, der das Athmen unterhält, und daß er sich hierbei in Kohlensäure verwandelt, daß also der Athmungsprozeß der Verbrennung organischer Substanzen vollkommen analog ist und sogleich auch als Wärmequelle angefaßt werden kann. Neben ihm machte sich um die Erforschung der quantitativen Beziehungen bei der Bildung von Verbindungen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch der Chemiker Richter verdient. Er zeigte, daß die unter einander verschiedenen Gewichtsmengen verschiedener Basen, die ein bestimmtes Gewicht einer Säure sättigen, zur Neutralisation einer anderen Säure ein anderes, aber konstantes Gewicht brauchen. Grundlegende Arbeiten, wie die von Lavoisier, mußten nothwendig von Einfluß auf den gesamten Kulturzustand des französischen Volkes und schließlich aller civilisirten Nationen werden; hierzu trug nicht wenig aber auch die bewegte Zeit bei, während deren sich die neue Richtung chemischer Auffassung einbürgerte. Lavoisier selbst wurde bekanntlich im Jahre 1794 ein Opfer des Fallbeils.

Den Einfluß der neuen Ideen auf den gesamten Kulturzustand schildert Kopp in seiner klassischen „Geschichte der Chemie“ etwa folgendermaßen: Der Aufschwung der Chemie wurde für die Bildungsmethode ganzer Völker von Wichtigkeit. Die realistischen Kenntnisse wurden, weit mehr als früher, ein allgemeines Unterrichtsmittel, unter ihnen aber besonders die Chemie. Neben der rein humanistischen Bildungsweise eroberte sich die naturwissenschaftlich-realistische ihren Platz und die politischen Begebenheiten, die von Frankreich ausgingen, trugen dazu bei, daß die Naturwissenschaften und die Mathematik als bevorzugtes Mittel der geistigen Bildung sich in allen europäischen Kulturländern ausbreiteten.

Der Einfluß, den die neuen chemischen Anschauungen auf die Medizin ausübten, kennzeichnete sich durch eine hervorragende Einseitigkeit: der Dünkel, der jede Periode einer wissenschaftlichen Entwicklung auszeichnet, in der eben erst große Irrthümer der Vorgänger berichtigt worden sind, verführte dazu, die wichtigsten physiologischen Vorgänge rein chemisch zu erklären. Ganz besonders war für diese Richtung die Erkenntniß grundlegend, daß die Prozesse der Athmung und der Verbrennung vollkommen analoge Erscheinungen sind. Die Wichtigkeit, die

der erste für die gesammten Lebenserscheinungen hat, die Veränderungen, die er in krankhaften Zuständen erleidet, regten dazu an, die Auffassung der analogen chemischen Vorgänge zu der Erklärung der Lebenserscheinungen überhaupt und gewisser krankhafter Zustände im Besonderen heranzuziehen. Der Sauerstoff war als die nothwendige Bedingung alles Lebens erkannt; Ursache der Krankheiten sollten nur regelwidriger Gehalt, Ueberfluß oder Mangel an Sauerstoff, Wasserstoff u. s. w. in den verschiedenen Körpertheilen sein. Andere erklärten den Sauerstoff für das Prinzip der Lebenskraft selbst und die Krankheiten für Folgen übermäßiger oder unzureichender Sauerstoffaufnahme. Wegen Krankheiten, die man auf solche Ursachen zurückführte, versuchte man nach chemischen Grundsätzen. Bei vermeintlich allzu großer Sauerstoffabsorption setzte man der zum Athmen bestimmten Luft irrespirable Gasarten zu; die pneumatische Heilkunst bildete sich als direkte Folge der neuen chemischen Ansichten heraus und Systeme entstanden, die die dynamischen Aeußerungen des Organismus lebiglich aus der chemischen Zusammensetzung seiner Gebilde ableiteten, die Gesetze der chemischen Affinität auch für die Ausbildung des Organismus als maßgebend erklärten und in der Assimilation nur eine eigenthümliche Art der Kristallisation sehen wollten. Hervorragende Aerzte und ausgezeichnete Chemiker vereinigten aber bald ihre Proteste gegen diese mechanische Anwendung chemischer Theorien auf den viel komplizirteren menschlichen Organismus, — und damit fand diese Art von angewandter Chemie schnell wieder ihr Ende.

Die hohen Verdienste französischer Forscher — namentlich Lavoisiers — konnten am Ende des vorigen Jahrhunderts der Bezeichnung „Chimie française“ für die neue Lehre eine gewisse Berechtigung geben. Es hieß, Gulen nach Athen tragen, wollte man näher begründen, weshalb heute eine „patriotisch“ so seltsam begrenzte Bezeichnung ihre Berechtigung verloren hat.



Den Stand der Chemie in Theorie und Praxis am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in ähnlicher Weise zu würdigen, wie es bei den im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts errungenen Wahrheiten möglich war, hieß, eine Geschichte der modernen Chemie schreiben. Die Menge des chemischen Wissens um das Jahr 1800 verhält sich zu dem jetzigen wie ein kleiner Quell zu der Ausmündung eines gewaltigen Stromes. Eben so versteht sich von selbst, daß Alles, was bis heute erreicht worden ist, sich allmählich und organisch aus dem Früheren entwickelt hat. Die in den Grenzen dieses Aufsatzes mögliche kurze Würdigung des heutigen Standes der Chemie muß also nothwendig etwas Abgerissenes, Unvollständiges und Kuriosisches haben.

Was hauptsächlich ins Auge fällt, ist, daß im Gegensatz zur vorigen Jahrhundertwende jetzt die Chemie der Kohlenstoffverbindungen oder, wie man sagt, die „organische Chemie“ bei Weitem den breitesten Raum einnimmt. Dieser Zweig der Chemie war in seiner Entwicklung gehemmt, so lange man der Meinung war, daß die im thierischen oder pflanzlichen Organismus vorhandenen Körper nach anderen Gesetzen entstanden seien als die Körper des Mineralreiches. Man glaubte an eine „Lebenskraft“, die zu ihrem Aufbau noth-

wendig sei. Ich erwähnte zwar schon, daß Scheele im vorigen Jahrhundert die Weinsäure, Pepselsäure, Harnsäure u. s. w. kannte; er baute aber diese Substanzen nicht aus ihren Elementen auf, sondern gewann sie aus ihren natürlichen Quellen und isolierte sie nur daraus. Die Geburtsstunde der organischen (Kohlenstoff-)Chemie schlug erst, als vor fünfundsiebzig Jahren Wöhler den Harnstoff, also ein physiologisches Produkt, aus einem anorganischen Präparat darstellte. Die Synthese eines, wie man bis dahin gemeint hatte, nur durch die Lebenskraft zu erzeugenden Körpers bewies, daß chemische Individuen eben so gut im Laboratorium wie im Organismus hergestellt werden können und daß es nur darauf ankommt, den richtigen Weg dazu zu finden. Viele Chemiker sehen darin sogar den Beweis, daß eine „Lebenskraft“ überhaupt nicht existiere. Das folgt an sich aber aus den Thatsachen nicht; denn organisierte Substanz herzustellen, ist noch nicht gelungen, nicht die einfachste Zelle ist bisher künstlich dargestellt worden und erst, wenn Das geschehen sein wird, wird man sicher wissen, daß ausschließlich mechanische und chemische Kräfte die Erscheinungen des organisierten Lebens beherrschen. Der Gegensatz, der mit den Worten „organisch“, d. h. im Sinne der Chemie: kohlenstoffhaltig, und „organisiert“ ausgedrückt wird, bezeichnet zugleich den hohen Grenzwall, den die Chemie auch am Ende des neunzehnten Jahrhunderts noch nicht überschritten hat. Wir können — wie in der Einleitung zu dem ausgezeichneten Lehrbuch der organischen Chemie von Victor Meyer und Paul Jacobson gesagt wird — mit Zuversicht an die Aufgabe gehen, die komplizirtesten organischen Moleküle aufzubauen; aber die Erzeugung auch nur der einfachsten Zelle, in der diese Moleküle sich an jener wunderbaren, des Zwecks bewußten Thätigkeit beteiligen, die wir Leben nennen, ist ein Problem, dessen Lösbarkeit zu behaupten, wir nicht wagen dürfen.

Wenn ich mich weiter der Methode bediene, den gegenwärtigen Stand der Chemie durch Das zu bestimmen, was sie noch nicht erreicht hat, so ist zu konstatieren, daß es ihr bisher nicht gelungen ist, die allerwichtigsten physiologischen Körper — nämlich die Eiweißstoffe — synthetisch darzustellen. Dagegen sind diese Stoffe aus ihren thierischen und pflanzlichen Materialien sehr wohl darstellbar und in ihren einzelnen Abweichungen, je nachdem sie aus der Milch, aus dem Fleisch oder aus der Pflanze stammen, genau charakterisiert; ja, auf diese Abscheidungskunst gründet sich eine regelrechte und bedeutende chemische Industrie, der eine gewisse sozialpolitische Färbung nicht fehlt. Sie geht von der Thatsache aus, daß die besonders eiweißreichen Nahrungsmittel — also hauptsächlich das Fleisch — theuer und den ärmeren Klassen schwer zugänglich sind. Es gilt daher, das Eiweiß aus billigen Materialien, wie Blut, Pflanzen verschiedener Art u. s. w., zu gewinnen und in den Zustand absoluter Reinheit zu bringen. Dieses reine Eiweiß soll dann als Zusatz zu verschiedenen Nahrungsmitteln dienen. Dahin gehört das „Tropon“ des Professors Finkler in Bonn.

Anderes liegen die Verhältnisse bei einer zweiten Klasse physiologisch wichtiger Körper, den Zuckerarten. Hier ist die chemische Synthese bereits erfolgreich thätig gewesen. Professor Fischer in Berlin hat in den letzten Jahren zahlreiche Zuckerarten synthetisch aufgebaut. Die bedeutende Industrie des gewöhnlichen Rohrzuckers dagegen ist bekanntlich nicht auf Synthese gegründet, sondern auf die Gewinnung aus natürlichen Quellen, aus der Zuckerrübe. Auch

diese Technik ist eine Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts; allerdings stammt sie schon aus seinen Anfängen.

Im Uebrigen hat die synthetische (aufbauende) organische Chemie Verbindungen, zahlreich wie die Sterne am Himmelzelt, hergestellt, zum Theil aus rein wissenschaftlichem Interesse und systematisch wohlgeordnet, zum Theil in rein kaufmännischer Absicht. Hier kommen vor Allem die Theerfarbstoffe, Sprengstoffe und pharmazeutischen Produkte in Betracht, die Deutschland in großartigem Umfang herstellt. Die Benützung der künstlichen Theerfarbstoffe statt der natürlichen Farben hat geradezu umwälzend auf einen großen Theil der Industrie gewirkt. Die Einführung des rauchschwachen Schießpulvers war sicher ein politisch viel wichtigerer Akt als die Friedenskonferenz im Haag. Ich erinnere da an ein Wort Bismarcks aus dem Jahre 1894: „Ich glaube zur Zeit nicht an nahe äußere Verwickelungen, und zwar nicht wegen der Friedensliebe der Regierungen, sondern wegen der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit der Chemiker, die immer neue und immer vollkommene Pulverarten erfinden, so daß kein Staat anfangen möchte, bevor er nicht im Besitz des allerneuesten und besten Sprengmittels ist. Es klingt wie eine Satire, ist aber die Wahrheit, daß der Chemiker heute das Schwert in der Scheide hält.“ Die pharmazeutischen Produkte beeinflussen jetzt die Medizin praktisch, während am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die chemischen Theorien auf die Heilkunde eingewirkt hatten. Wichtige Heilmittel, wie das Antipyrin, Phenacetin und viele andere, sind rein chemischer Arbeit zu danken. Auch die antiseptische Praxis entnimmt aus der Chemie ihre Waffen im Kampf gegen die Mikroben. Ferner bedient sich selbstverständlich die Physiologie der Chemie als einer ihrer wichtigsten Hilfswissenschaften.

Für Diabetiker hat die Chemie einen Ersatz des Zuckers im Saccharin geschaffen. Leider dient es auch der Verfälschung von Nahrung- und Genußmitteln, besonders in der „Fabrikation“ des Bieres. Auch den Weinconsumenten verräth die heutige Chemie manches ihnen nützliche, dem Wein konsumirenden Publikum dagegen nachtheilige Geheimniß und in mancher Gegend bedeutet „junger Chemiker“ ungefähr schon so viel wie „zukünftiger Weinhändler“. Auch der Parfumerie hat sich die synthetische Chemie zum Theil bemächtigt; Vanillin, der Riechstoff der Vanille, und andere künstliche Riechstoffe werden fabrikmäßig nach chemisch-synthetischen Methoden hergestellt.

Natürlich waren so gewaltige praktische Fortschritte der organischen Chemie nicht möglich ohne entsprechende Fortschritte der Theorie; ja, ein großer Theil davon entsprang unmittelbar gewissen theoretischen Entwicklungen. Die atomistische Lehre, auf die die neuen Theorien sich sämtlich aufbauen, ist am Anfang des Jahrhunderts durch Dalton begründet worden. Mit ihr war eine Grundlage gegeben, von der aus die Thatsache, daß sich alle Elemente in einfachen und in multiplen Proportionen verbinden, am Besten erklärt werden konnte und durch die unsere heutige klare und prägnante Zeichensprache der Chemiker möglich wurde. Diese Lehre bedurfte aber — namentlich für die organische Chemie — nothwendig des weiteren Ausbaues; und so folgten einander im Laufe dieses Jahrhunderts die Radikaltheorie, die gewisse, wie Elemente in Verbindungen eintretende Atomkomplexe als wesentlich und konstant in den organischen Verbindungen ansieht, und die Typentheorie, die alle noch so komplizirten organischen

Körper in ihrem inneren Bau auf gewisse einfache Typen, zu denen z. B. Wasser, Ammoniak, Methan gehören, zurückführt. Die Radikal- und die Typentheorie sind pädagogisch und zum Zweck einer gewissen Systematik auch heute sehr gut anwendbar, können aber als prinzipiell grundlegend nicht gelten. Das Ziel, die Konstitution der chemischen Verbindungen durch ein Zurückgehen bis auf die einzelnen Elementar-Atome zu erkennen, wird in der seit etwa dreißig Jahren geltenden Atomverfettungs- oder Strukturtheorie angestrebt. Diese Lehre, die die Bauart der Moleküle erkennen lassen will, geht von dem Grundsatz aus, daß jedes Elementar-Atom nur mit einer kleinen Anzahl anderer Atome in unmittelbare Beziehungen treten kann. Für jedes Element ist diese Fähigkeit, eine bestimmte Anzahl von Atomen zu binden, eine feststehende Eigenschaft, die die Bezeichnung „Wertigkeit“ oder „Valenz“ trägt. So gilt der Kohlenstoff als vierwertig: er kann vier einwertige Atome, z. B. vier Wasserstoffatome, binden. Die Benzoltheorie von Kekulé, die in dem Rahmen dieser Strukturtheorie liegt, hat wesentlich die eminenten Fortschritte in der Chemie der sogenannten aromatischen Körper und damit die Industrie der Theerfarbstoffe und vieler künstlichen Arzneimittel ermöglicht.

Diese wichtigen theoretischen Errungenschaften, die im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts gemacht wurden, mußten erwähnt werden, wenn der Standpunkt der chemischen Theorie am Ende des Jahrhunderts richtig gewürdigt werden soll.

* * *

In das letzte Viertel unseres Jahrhunderts fällt ein wichtiger Fortschritt: die Stereochemie. Bei der Erforschung der Konstitution organischer Verbindungen wurde allmählich eine Reihe von Fällen bekannt, in denen zwei oder mehrere Verbindungen nach ihrem ganzen chemischen Verhalten die selbe Konstitutionsformel zweifellos forderten, aber dennoch in gewissen Punkten von einander abwichen. Solche Beobachtungen häuften sich und führten schließlich zu einer Erweiterung der Atomverfettungstheorie in dem Sinne, daß man eine räumliche Anordnung der Atome innerhalb der Moleküle annahm. Diese Erklärung a posteriori hat aber auch a priori sehr viel für sich, denn das Molekül ist ein Körper und man muß daher einer Vorstellung von seinem wirklichen Bau sehr viel näher kommen, wenn man sich ein Bild davon in Gestalt eines Körpers, nicht in Gestalt einer Ebene, macht. Diese Theorie wurde von Le Bel und van't-Hoff begründet. Man stellt sich danach die Moleküle z. B. als Tetraeder, mit einander an einer Ecke oder an einer Kante verbundene Tetraeder u. s. w. vor. Hier dürfte in der Zukunft noch eine große Bereicherung der chemischen Kenntnisse zu erwarten sein. Die preussische Regierung hat es sich bekanntlich denn auch angelegen sein lassen, Herrn Professor van't-Hoff zur Fortsetzung seiner Untersuchungen an die Universität Berlin zu berufen.

Die herrschenden Anschauungen in Beziehung auf den Begriff der „Elemente“, deren man zur Zeit etwas über siebenzig zählt, gehen dahin, daß man eine wirklich elementare Natur bei ihnen eigentlich nicht mehr annimmt, sondern vielmehr eine verschiedenartige Weise der Zusammensetzung aus einer einzigen Urmaterie; man behandelt sie aber so lange als Elemente und rechnet mit ihnen als solchen,

bis das Gegentheil bewiesen ist, d. h. bis es gelungen sein wird, sie in einfachere Materien zu zerlegen. Diese Anschauung wird dadurch zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben, daß ganz bestimmte gesetzmäßige Beziehungen zwischen den Atomgewichten der „Elemente“ bestehen, Beziehungen, die geradezu auf Zufall zurückgeführt werden müßten, wenn die einzelnen Elemente einander ganz fremde Urmaterien wären. In geistvoller Weise hat der Russe Mendelejew diese Beziehungen bereits in ein System gebracht. Er ordnete die Elemente nach der Größe ihrer Atomgewichte in der Weise, daß in einer fortlaufenden Reihe Elemente, die einander nah verwandt sind oder der selben Familie angehören, in regelmäßiger Periode auf einander folgen. Seine Reihe läßt sich in Bruchstücke zerlegen; vertikal unter einander gesetzt, bilden sie dann Horizontalreihen, die aus natürlichen Familien bestehen. Die glänzendste Bestätigung für dieses „natürliche System“ der Elemente wurde durch die Ausfüllung darin vorhandener Lücken erbracht. War das System richtig, so mußten diese Lücken mit bisher noch nicht bekannt gewordenen Elementen besetzt werden können und tatsächlich wurden mit Hilfe der mendelejewischen Reihe Elemente von dem im Voraus präsumierten, bisher noch nicht vertretenen Atomgewicht entdeckt: so das Gallium von Deceq de Boisbaudran und das Germanium von Cl. Winkler. Auch die spektralanalytische Methode von Kirchhoff und Bunsen führte zur Auffindung neuer Elemente; ferner ergab sie, daß einige auf der Erde vorhandene Elemente auch in der Sonne anzutreffen sind. Die letzten Jahre zeichneten sich dann durch die Auffindung von neuen Gasen in der Luft aus, besonders des Argons, das sich noch reaktionunlustiger zeigte als der Stickstoff. Aus Amerika kam kürzlich die Kunde von einem Gase, das ungezählte Male leichter sei als der Wasserstoff, der bekanntlich als das leichteste aller Gase angesehen wird. Da es im Weltraum etwa die Rolle spielen sollte, die die Physiker dem hypothetischen Aether zuschreiben, wurde es „Aetherium“ getauft. Indessen die Nachricht ist nicht bestätigt worden, — und sie kam aus Amerika. Mit dem Irrthum, daß es sogenannte „permanente Gase“ gebe, d. h. solche, die sich unter keinen Umständen in Flüssigkeiten und feste Körper überführen lassen — Das glaubte man vom Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff und einigen anderen Gasen —, ist durch die Arbeiten von Pictet und Cailletet vor etwa zwanzig Jahren gebrochen worden. Flüssige Luft wird heute bereits im Großen dargestellt und scheint als Sprengstoff praktische Verwendung zu finden.

Das Gaslicht hat sich mit Hilfe gewisser, früher für sehr selten gehaltenen Metalloxyde, Cer- und Thoroxyd, im Auersehen Glühlicht ganz neue Anwendungsformen geschaffen. Auch das Acetylen, ein schon lange bekanntes Gas, das jetzt durch Einwirkung von Wasser auf das elektrisch erzeugte Calciumcarbid dargestellt wird, findet bereits vielfach Verwendung als Beleuchtungstoff. So sehen wir auf allen Gebieten Wechselbeziehungen zwischen Theorie und Praxis, besonders im Erwerbsleben, die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erst im Keim vorhanden, am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts zu ungeheurer Fülle entwickelt sind. Wie wirds wohl um das Jahr 2000 aussehen?

Mühlheim a. Main.

Dr. Julius Thilo.



Der Redaktion-Europäer.

Ein südamerikanisches Erlebnis.

Man läuft sich so leicht müde in einer fremden Stadt. Die fremden Häuser und Ladenschilder, die fremden Menschen, die ihre Sprache so wahnsinnig leicht verstehen, die vielen Monumente von Herren, deren Namen man nie gehört hat, können einem schließlich in jeder südamerikanischen Stadt das Spazierengehen verleiden. Ich betrachtete es als glückliche Schickung, daß mir an diesem Tage das Portemonnaie noch nicht gestohlen war, und schlüpfte schüchtern in ein unansehnliches Café, wobei ich mir von vorn herein das Versprechen abnahm, die mir bestimmten Genüsse unberührt zu lassen. Gerade zog ich mein Taschenwörterbuch heraus und trieb eifrige Forschungen, um mir die für den Rückweg ins Hotel wichtigsten Fragen einzuprägen, als mir ein Herr freundlich auf die Schulter klopfte und mich in deutscher Sprache fragte: „Nicht wahr, Südamerika ist eine schöne Gegend?“

Sowohl die familiäre Form der Annäherung wie der Inhalt der Frage versetzten mich in ein gewiß berechtigtes Erstaunen. Dann ließ ich ein feines Lächeln auf meinen Lippen erscheinen, denn ich in den entscheidenden Augenblicken meines Lebens schon viele schöne Mißerfolge zu verdanken hatte, und sagte: „Es lassen sich in der That diesem Landstrich gewisse Reize nicht absprechen.“

Der Eindruck, den diese Worte auf den Unbekannten machten, war ein ganz außerordentlicher. Er klopfte mir ein zweites Mal auf die Schulter, nahm meinen Sprachführer vom Tisch und steckte ihn in die rechte Brusttasche meines Rockes, die sofort zerriß. Dann nahm er einem vorübergehenden Bekannter einen Stuhl aus der Hand und setzte sich neben mich.

„Sie sind ein ganz ungewöhnlicher Mann“, sagte er.

Es lag im Ton seiner Worte eine so rührende Schlichtheit, daß er mich sofort überzeugte. Doch trotz seiner Anerkennung qualten mich Zweifel. Ich begann, meinen Tischnachbarn für verrückt zu halten. Er sah mich einige Sekunden so durchbohrend an, daß es mir kalt über den Rücken lief. Dann bemerkte er: „Sie sind der Mann, den ich brauche.“

Ich fragte schüchtern: „Wozu?“

Er wurde streng. „Das werde ich Ihnen sofort erklären. Versuchen Sie aber nicht, zu entfliehen. Ich bedauere, Ihnen sagen zu müssen, daß es ganz aussichtslos wäre.“

Ich erinnerte mich mit Befriedigung, daß ich Uhr und Kette im Hotel gelassen hatte. Er begann nun, wie ein Untersuchungsrichter, mich auszufragen.

„Sie sind Deutscher?“

„Oesterreicher.“

„Können Sie schreiben?“

„Gewiß.“

„Mehr brauche ich nicht.“

„Ich wohl“, bemerkte ich vorwichtig.

Er wurde sehr ernst. „Sind Sie Humorist?“

Ich verneinte, entsetzt über den düsteren Ausdruck seines Gesichtes.

„Es stimmt Alles. Morgen kommen Sie zu mir ins Bureau.“

„Ich brauche keine Stelle.“

„Sie werden folgen müssen.“

„Und warum?“

„Weil ich Sie sonst erschließen müßte“, sagte er mit sanfter Stimme.

„Das könnte ein Jeder sagen“, entgegnete ich und schob vorsichtig meinen Sessel zurück.

„O, ich habe schon zwei Ihrer Herren Vorgänger erschossen, die auskneifen wollten. Das kostet mich nur zehn Pesos.“

„Ich hätte mich immerhin höher taxirt.“

„Das ist überaus einfach“, bemerkte er erklärend. „Wenn ich einen der Herren erschossen habe, drücke ich ihm eine geladene Pistole in die Hand, schieße damit einmal und behaupte, mich in Nothwehr befunden zu haben. Der Freispruch ist sicher. Ich habe von einem Waffenhändler ein großes Lager alter Revolver, zehn Pesos das Stück, gekauft, das sich schon stark gelichtet hat.“

„Und wozu wollen Sie mich verwenden?“ fragte ich kleinlaut.

„Als Redaktion-Europäer.“

„Wie?“

„Als Redaktion-Europäer. Das ist doch sehr einfach. Ich gebe hier ein spanisches Blatt heraus und habe Niemand als Kabel. Das werden jetzt Sie sein. Sie werden über alle europäischen Angelegenheiten Briefe und Telegramme machen . . . drei Wochen lang. Dann weiß das Publikum bereits, daß wir dafür einen eigenen Redakteur haben, und ich habe Ihnen inzwischen das Nützige abgelernt. Sie erhalten hundert Pesos die Woche.“

„Woraus schließen Sie aber, daß ich geeignet bin . . .?“

„O, Sie haben Geistesgegenwart und lassen sich nicht verbläffen.“

„Aber zum Teufel, woraus . . .“

„Was, fluchen können Sie auch?“ juchzte er. „Ich habe ein sehr einfaches Mittel. Ich frage jeden Fremden: ‚Nicht wahr, Südamerika ist eine schöne Gegend?‘ Fast Alle antworten mir: ‚Sind Sie verrückt?‘ oder: ‚Was erlauben Sie sich?‘ Sie sind einer der Wenigen, die bisher darauf eingegangen sind . . . Das beweist mir genug.“

Ich erhob mich abgespannt. Er griff rasch in meine innere Rocktasche, nahm meinen Paß und überslog ihn. Dann gab er ihn mir mit freundlichem „Danke“ zurück. Ich starrte ihn an und stotterte:

„Ich komme morgen um zwei Uhr.“

Er empfing mich am nächsten Tage sehr freundschaftlich. Ich bekam von ihm eine Cigarre, die mich nach fünf Minuten völlig denksunfähig machte, so daß ich willenlos den Befehlen des merkwürdigen Mannes folgte.

„Worüber soll ich schreiben?“

„Ueber Hofnachrichten und Gerichtssaal, religiöse und andere Geschäftsmittheilungen, Parteiwesen und Viehzucht, Parlamentarisches und Cirkus, bildende Kunst und Medizin, Justiz und Theater . . . kurz, über Alles, was Sie wollen. Das Einzige, was die Leser verlangen, ist das Unerwartete. Sie müssen die Mäuler und Taschen öffnen . . .“

Ich nickte ergeben. Nach mehreren Anspornungen meines Chefs kamen

einige Rabelbesessen zu Stande, in denen der Zar einer Mißlistenversammlung bewohnte, der Oöberrabbiner von Wien zum Bürgermeister gewählt wurde und die Bank von England in ernstliche Zahlungsschwierigkeiten gerieth. Trotzdem war der Prinzipal am nächsten Tage mit dem Erfolg nicht zufrieden. „Alles wäre gut gegangen“, meinte er. „Aber ein Konkurrenzblatt brachte in einer Extrausgabe einen bekannten europäischen Monarchen als Balletttänzer abgebildet und leitete aus der Thatsache, daß seine Tricots die Farben der Tricolore gehabt hätten, einen europäischen Weltkrieg ab.“

Diese Nachricht stimmte mich wehmüthig; ich sah mich um meinen Ruhm betrogen. Bald aber erwachte mein Ehrgeiz, — und nun begann eine wilde Hatzjagd von Neuigkeiten. Ich ermordete nach einer vereinbarten Reihenfolge alle Herrscher, entvölkerte durch Epidemien und Erdbeben die Länder, ließ Städte in Flammen aufgehen. Parteiführer, die von ihren Gegnern in Butter gebacken wurden, Dramatiker, die vom tobüchtig gewordenen Publikum gelyncht wurden, waren noch die harmlosesten meiner Erfindungen. Dennoch gelang es mir nur ein einziges Mal, einen vollen Erfolg zu erzielen.

Ich hatte die Meldung gebracht, daß der kleine König von Spanien durchgebrannt sei und sich nach Südamerika gewendet habe, wo er gegenwärtig Zeitungsausrufer sei. Zweifellos — fügte ich scharfsinnig hinzu — verbindet er damit die Absicht, sich für den Verlust der Kolonien zu entschädigen und Südamerika wieder unter das spanische Joch zu bringen. Vorsichtig bemerkte ich noch, daß die Nachricht selbstverständlich in Madrid geheim gehalten werde. Am nächsten Tage aber verklärten Riesenplakate, daß sämtliche Zeitungsjungen der „Wahrheit von Buenos-Ayres“ ihre Papiere hatten abgeben müssen und keiner von ihnen der entlaufene Alfonso sei.

Der Eindruck dieser Publikationen war ein geradezu beispielloser. Man ahnt gar nicht, welchen naiven Republikanismus das Volk in diesen südamerikanischen Staaten hat. Jeder wollte nur unser Blatt kaufen; die Büden der anderen Zeitungen wurden halbtot geprägelt.

Damals geschah es, daß ich zur späten Abendstunde von einer ungeheuren Schaar der erbitterten Jungen überfallen wurde. Ich zog mich in die Redaktion zurück, wo ich, aus vierundzwanzig Wunden blutend und mit einigen höhern Bekleidet, anlangte. Auf den Redaktortisch legte ich ein fettig graues, formloses Stück Filz, von dem auch Eingeweihte nicht hätten behaupten können, daß es ein vor drei Tagen gekaufter, also neuer Cylinder sei.

„Ich verstehe“, sagte mein Chef innig, ging an die Kasse und gab mir zweihundert Pesos. „Das überseeische Rabel ist leichter, als ich gedacht habe. Ich danke Ihnen für Ihre mit so freundlich geleisteten Dienste.“ Er umarmte mich, daß meine Rippen knackten, und wir schieden.

Als ich am nächsten Morgen das Geld umwechseln wollte, sagte man mir, daß es die Scheine einer längst verfrachten Zettelbank und völlig werthlos seien. Ich eilte in die Redaktion. Als ich wüthend die Thür öffnete, sah ich auf dem Tische einen Revolver, der wunderschön im Sonnenschein glühte.

„Was wünschen Sie?“ fragte mich mein früherer Chef, gütig lächelnd.

„Ich wollte Ihnen nur noch einmal die biedere Mannesrechte schütteln!“ ...

Er reichte mir die Hand und ich ging.

Böse Vorbedeutungen.

Der vorläufig höchste Rekord ist erreicht! Am fünfzehnten November war der Privatdiskont auf sechs Prozent gestiegen, der Wechselzinsfuß der Reichsbank betrug sechs und der Lombardzinsfuß sieben Prozent. Wechsel einheimischer Banken wurden von den Diskonteuern am offenen Markt zurückgewiesen. Was bedeutet dagegen die viel besprochene Strenge der Reichsbank, als sie Finanzwechsel ablehnte, und was die Weigerung Lombards, deutsche Wechsel zu diskontiren? Es verräth thatsächlich ungesunde Zustände, wenn gute Wechsel unserer Banken mit Mißtrauen behandelt werden. Kengstliche Gemüther gingen denn auch sofort daran, einen neuen Nobus der Wechselnotirung an den deutschen Börsen vorzuschlagen. Selbstverständlich würde jede solche Aenderung aber rein äußerlich sein und das Wesen des Geldmarktes in keiner Weise affiziren. Nachdem einzelne Acceptanten in dieser Weise zurückgewiesen worden waren, machte das Angebot von Wechseln geringer werden und sich besonders die Zahl der Provinzwechsel verringern. Bei gleichem Zinsfuß bietet die Reichsbank den Vortheil, daß keine Provision zu entrichten ist; der Privatfuß konnte sich also selbstverständlich nicht lange auf der Höhe der Reichsbankrate halten. Immerhin ist eine solche Versteifung doch noch niemals dagewesen, nicht einmal im Jahre 1890, dem Jahre der Baringkrisis, als der Privatdiskont im November mit fünfsechsdrittel Prozent seinen höchsten Stand erreichte. Was wird die Reichsbank unter so außergewöhnlichen Verhältnissen thun? Wird sie den Diskont jetzt schon weiter erhöhen? Die darauf gerichteten Besorgnisse werden vergeblich damit bekämpft, daß die Geldvertheuerung eine Folge der Vorkrehungen selbst sei, die gegen den am Ende des Jahres zu erwartenden Geldbedarf getroffen werden, also sogar ein erfreuliches Zeugniß von der Vorsicht unserer Banktreise ablege. In Wahrheit liegt der Hauptgrund der jetzigen abnormen Geldverhältnisse in der übermäßigen Anspannung der Kredite auf den verschiedensten Gebieten. An das unjagbar kurzfristige Verhalten der königlich preussischen Seehandlung, die nach wie vor Geld zu niedrigeren Sätzen als die Reichsbank ausleiht, haben wir uns schon beinahe gewöhnt. Die Schuldner der Seehandlung werden aber gegen Schluß des Jahres gezwungen sein, die Reichsbank in Anspruch zu nehmen, um ihren Verpflichtungen nachzukommen, und werden dadurch das Institut, das um die selbe Zeit den stärksten Anprall zu bestehen hat, in nachtheiliger Weise schwächen. Eigenthümlich ist es jedenfalls, daß ein staatliches Institut fiskalische Gelder zu unverhältnißmäßig niedrigen Zinsen ausleiht, — Gelder, mit denen reich und fromm eine Spekulation in Egene geht, die sonst gar nicht möglich wäre, und daß dieses ganze Unwesen dem thörichtesten Bestreben entspringt, einige zehntausend Mark Zinsen für den Staat herauszuschlagen. Leider kommt dieser Gewinn den Staat um das Hundertfache theurer zu stehen.

Frankreich sucht, unter allen Umständen eine Erhöhung seines Diskontes zu vermeiden, während man in England, wo alle Fäden zusammenlaufen, weniger konservativ ist. Unsere Blicke sind immer auf die Gestaltung der Geldverhältnisse in London gerichtet und wir nehmen dort Unsicherheit und Kälte unter dem Einfluß der Zutheilungen auf die drei Millionen Pfund Sterling Treasury-Bills und der kritischen finanziellen Lage New-Yorks wahr. Mit großer Emphase erklärt in diesem Augen-

blick der Schatzsekretär Sage, daß er keinen Schritt unternommen habe, um eine Erleichterung des new-yorker Geldmarktes herbeizuführen. Das darf man ihm schon glauben; denn er hat genug mit sich selbst zu thun. Alle Welt erwartete, daß in den ersten Wochen des November Geld aus der Cirkulation des Inlandes in die Bank von England zurückströmen werde. Das ist bis jetzt aber nicht geschehen. Europa ist den Vereinigten Staaten durch Waarenbezüge viel schuldig geworden, der new-yorker Sterlingkurs muß weiter zurückgehen: und damit werden auch Goldabflüsse nach New-York unvermeidlich. Eine neue Erscheinung auf dem englischen Geldmarkt ist das Bemühen der indischen Regierung, Rücklagen bei der Bank von England anzusammeln. In wenigen Tagen hat sie dort eine halbe Million Pfund Sterling aufgehäuft und wird, wie es scheint, fortfahren, größere Posten Goldes an sich zu ziehen.

Es ist doch etwas Schönes um eine recht unergründliche Zudersicht. Der Krieg scheint die englische Spekulation förmlich entusiastamirt zu haben und nach Kräften werden gerade die Werthe, die unter den Feindseligkeiten am Meisten zu leiden haben, in die Höhe getrieben. Wer an den erklecklichen Gewinnen Antheil genommen hat, kann sich wohl eine Sprache gestatten, wie die „Financial News“, die in den Liquidationsjahren des November die Anschauungen widerspiegelt finden, „die von den besten Kennern des Marktes getheilt werden, — und zwar nicht nur über die Rand-Industrie, nachdem der endgiltige Erfolg der britischen Waffen die Fesseln dieser Industrie gesprengt haben wird, sondern auch über die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung Südafrikas, nachdem einmal der schädliche Einfluß der Burenherrschaft zum Gerümpel alter Zeit geworfen sein wird.“ Allerdings werden die Besitzer des Witwaterrandes einen großen Theil der Kriegskosten tragen müssen. Daher ist es von der Verwaltung der Consolidated Goldfields klug gehandelt, daß sie trotz 1 006 000 Pfund Sterling Gewinn des letzten Jahres von einer Dividendenvertheilung absieht; sie rechnet eben mit der Eventualität, ganz erhebliche Summen für die Wiederherstellung des Betriebes aufwenden zu müssen. Aber bei der Dividendenlosigkeit wird es nicht bewenden, sondern die Gesellschaften werden sich gezwungen sehen, nachdem sie den gesetzlich zulässigen Höchstbetrag von Aktien ausgegeben haben werden — was bei einigen schon in nächster Zeit der Fall ist — sich mit Debentures zu behelfen, um die für die Erhaltung der Bergwerke die nöthigen Mittel flüssig zu machen.

Von allen Seiten erschallt der Ruf nach Geld und nur gegen hohe Zinsverprechungen ist es erhältlich. Nicht darin liegt aber das Bedenkliche, sondern daß bei der Ausgabe von neuen Papieren so häufig die Lage des Marktes gänzlich vernachlässigt wird. So haufirt jetzt die Landesbank der Rheinprovinz mit ihren neuen zehn Millionen Mark dreieinhalbprozentiger Obligationen und verspricht Tenen, die ihr das Papier abnehmen wollen, die höchsten Provisionen. Wäre es aber nicht einfacher gewesen, von vorn herein einen den heutigen Verhältnissen angemesseneren Zinsfuß zu wählen? Wenn private Hypothekendarlehen Tenen, die ihre Papiere verkaufen, hohe Vergütungen zusichern, wird jedesmal ein großes Vamento erhoben; und wenn die landschaftlichen Institute das Selbe thun, wird, wenn auch nicht so laut, über Unbilligkeit geklagt. Man sollte aber jedem Institut überlassen, wie es seine Geschäfte machen will, wenn es nur dem Zweck, für den es nun einmal da ist, gerecht wird. Da lobe ich mir den russischen Finanz-

minister von Witte. Der greift, um der Geldnoth abzuhelfen, einfach in den Staatsfächer und gewährt den großen Banken des Landes die Mittel, den Ansprüchen der Industrie — der jähe Gründungeifer hat diese Ansprüche außerordentlich schnell erhöhrt — gerecht zu werden. Anfangs entnahm er neun Millionen Rubel aus dem Fonds zur Realisirung der vierprozentigen Prioritäten größerer Eisenbahngesellschaften. Bald wird er, wie ich höre, eine weitere Summe von fünfzehn Millionen Rubel zu Darlehenszwecken für die Kreditbanken dem selben Fonds entziehen, und wenn auch Das nicht genügt, nun, so stehen dem Staat noch andere Hilfsquellen zu Gebote: „Nach uns die Sintfluth!“ Alle Verschleierungen können nicht darüber hinwegtäuschen, wie sehr Rußland an der Sucht nach Vereicherung krankt, die alle Kreise wie ein Fieber erfasst hat und die in dem persönlich zwar ehrenwerthen, aber leider durch und durch optimistischen Finanzminister ihre beste Stütze findet. Zwar sehr vorsichtig, aber doch deutlich genug werden Fühler ausgestreckt, um neue Anleihebversuche im Ausland zu machen, und wagen sich nur deshalb noch nicht recht hervor, weil nirgend Mittel vorhanden sind, um das Verlangen zu befriedigen, — am Wenigsten in Deutschland. Dagegen will uns Rumänien, das Schatzbonds in Höhe von hundert Millionen Lei auszugeben gezwungen ist, neben Frankreich beehren. Zwar können wir unsere besten einheimischen Anlagepapiere schon nicht mehr in größeren Posten unterbringen; aber doch werden sich gewisse Bankiers von weiter Moral und gewisse Kapitalisten von engem Verstande, wie immer, zusammenfinden, — wenn nur die Zinsverlockung hoch genug ist. Nachher kann man ja nach berühmten Mustern eine Schutzvereinigung bilden, von der sich dann nur die Banken ausschließen, die die Verhältnisse am Besten kennen, so wie jetzt die Rothschilds der in Deutschland gebildeten spanischen Schutzvereinigung ferngeblieben sind. Sollten sie es mit ihren londoner und pariser Vettern, die doch gewiß ein warmes Interesse an den spanischen Finanzverhältnissen nehmen, nicht verderben wollen? Oder soll von vorn herein den deutschen Gläubigern klar gemacht werden, daß sie die ausländischen Schutzomitees als ihre Gegner anzusehen haben?

Auch die Türkei hat einen Vorschuh — von hunderttausend Pfund — nötig. Die *Dotto pubblico* sträubt sich einstweilen, die Summe zu gewähren, und daher scheint die Gesellschaft der Anatolischen Bahnen auf die Konzession der Bagdadlinie warten zu müssen, bis die Deutsche Bank sich bereit finden läßt, das neue Anlehen anzunehmen. Ein geschickter Konkurrent, der frühere Generaldirektor Herr Spraut, hat sich übrigens eben von Brüssel nach Konstantinopel aufgemacht, um gegen den Preis der vom Padiſchah hunderttausend Pfund die Konzession für eine Bahnverbindung Samſun-Bagdad zu erkandeln; und wenn nicht alle Zeichen trügen, werden wir bald einen ergötzlichen Kampf der verschiedenen Finanzgruppen um die Gunst des Sultans — die ach so theure! — entbrennen sehen. Unseren Eisenbahnschwärmern, die dem schweizer Bundesrath noch immer grollen, erblickt aber ein unerwarteter Trost: Die Northern-Pacific-Bahn wird den im Umlauf befindlichen Restbetrag der sechsprozentigen First Mortgage-Gold-Bonds der alten Gesellschaft, etwa vierundeinehalb Millionen Dollars, am ersten Januar 1900 zurückbezahlen. Damit erlangen denn endlich die Besitzer der vierprozentigen Prioritäten-Bonds die erste Hypothek auf das Stammvermögen der Gesellschaft; die anderen Gläubiger, deren es hierzulande Schaaren giebt, werden allerdings noch bis zum Jahre 1923 warten müssen, ehe sie die wünschenswerthe Sicherheit erhalten. Lynkeus.

Das Oberhofmeisterstück.

Die berliner Stadtverordneten haben der Kaiserin zum Geburtstage gratulirt, wahrscheinlich in dem besonders seit der Vera Zelle bei solchen Anlässen üblichen Schwalbstil. Die Kaiserin hat persönlich den Glückwunsch nicht beantwortet. Der Oberhofmeister Freiherr von Mirbach aber hat im Auftrag seiner Herrin an die Stadtverordnetenversammlung einen Brief geschrieben, der, nach dem Dank für die Gratulation, über Vorgänge, für die unsere braven Stadtverordneten nur zum Theil die Verantwortung tragen, einen recht scharfen Tadel ausspricht. Erstens werden, wie es scheint, in Berlin nach der Ansicht der Kaiserin noch immer nicht genug Kirchen gebaut. Zweitens hat ein Herr Preuß, Privatdozent, Stadtverordneter und politische Leuchte der Freisinnigen Vereinigung, in einer Rede evangelische Bibelworte trivialisirt und damit als Jude bei manchen empfindsamen Christen-seele Anstoß erregt. Und Drittens seien in der Reichshauptstadt „viele tiefe innere Schäden“ vorhanden. Alle diese Dinge geben der Frau des Kaisers Mergerniß und sie knüpft ihre rügenden Vorhaltungen an den Dank für einen Glückwunsch, wie ja auch ihr Gatte im Oktober 1888 an den Dank für das städtische Geschenk des Reptanbrunnens einen sehr bitteren Tadel über den durch eine Abordnung vertretenen Kommunal-liberalismus geknüpft hatte. Bis hierher ist die Sache für den Kenner unserer Zustände eigentlich nicht überraschend. Und auch die Form kann heutzutage kaum noch Erstaunen erregen. Der Brief des Oberhofmeisters beginnt mit dem Satz: „Ihre Majestät die Kaiserin und Königin hat zu Allerhöchsthrem Geburtstage die Glückwünsche der Stadtverordneten erhalten und mich Allergnädigt beauftragt, Euer Hochwohlgeboren“ — Das ist Herr Dr. Langerhans, der Vorleser und Redner einer in Paris noch lebenden oder schon verstorbenen hochpolitischen Tante — „zu ersuchen, Allerhöchsthren Dank zu übermitteln.“ Tonart und Stil führen uns sofort in eine fremde, dem schlichten Menschenverstand unzugängliche Welt. Solche Tonart und solcher Stil ist am Ende des neunzehnten Jahrhunderts im Deutschen Reich aber gebräuchlich; und da die mannhaftesten Demokraten des Rothen Hauses diesen Gebrauch submissiv mitmachen, so ist darüber nichts zu sagen. Rett ist aber, was nun kommt. Zuerst hatte Herr Preuß sich zu entschuldigen versucht. Er sagte nicht etwa, er sei Atheist, bekenne sich zur naturwissenschaftlichen Weltanschauung und fordere für sich das Recht, nach seinem Belieben mit mythologischen Ueberlieferungen umzuspringen, an denen, sehr lange vor Darwin, schon der große Preußenfrevler einen sakrilegisch großen Biß geübt habe. Nein: er erschöpfte sich in Beteuerungen, wie fern es ihm gelegen habe, heilige Gefühle zu verletzen, und wie wenig es ihm eingefallen sei, eine solche Wirkung seines harmlosen Scherzes vorauszusehen. Darauf wäre zu erwidern, daß Leute, die nicht im Stande sind, die Wirkung ihrer Worte richtig zu wägen, weder zu Stadtverordneten noch zu Universitätslehrern taugen. Doch der be- und wehmüthige Rückzug half nicht: der Jude wurde auf Allerhöchsten Befehl abgefanzelt und mag nun sehen, wie er, als ein öffentlich Ausgezänkter und der Unbedachtsamkeit Ueberführter, vor etwa in seinem Kolleg vorhandenen Hörern die Autorität eines Jugendbildners bewahren will. Dann aber kam ein allerliebsteß Spektakel. Die Verfassung, der es seit Jahren im Reich und in Preußen so jämmerlich ergeht, sollte, so hieß es, bedroht sein, — wie es scheint, zum ersten Male. Daß Staatsse-

krätäre, die Obercommis oder allenfalls Bureauchef des Kanzlers sind, auf eigene Faust Politik treiben und daß Landtagsabgeordnete, weil sie nicht nach Kommando, sondern nach ihrer Ueberzeugung stimmen, aus dem Amt gejagt werden: darüber kommen die Verfassungswächter hinweg. Daß aber ein Oberhofmeister die berliner Stadtverordneten katechisiert: kann nicht gebuldet werden, darf nicht gebuldet werden, brüllen die Bürger auf dem Kapitol. Denn natürlich handelt es sich nur um den Oberhofmeister; „die Person der Kaiserin muß gänzlich aus der Erörterung ausscheiden.“ Warum denn? Warum soll die Frau des Kaisers nicht frei von der Ueber weg sagen, was ihr der Rede werth scheint? Man kann ihr ja eben so freimüthig antworten; und mit dem läppischen Parlamentarierbrauch, die „Person des Allerhöchsten Herrn“ — der „höchste Herr“ ist in dem selben Jargon bekanntlich der liebe Gott — „nicht in die Debatte zu ziehen,“ hat man nachgerade doch genug äble, betrübende und beschämende Erfahrungen gemacht. Ganz kluge Leute haben gemeint, der Freiherr von Mirbach hätte den Brief nicht schreiben, hätte, ehe er sich dazu hergab, lieber seinen Abschied erbitten müssen: Ein verdammt gescheiter Gedanke. Der Oberhofmeister ist eine Oberhofscharge, also ein livrirter Hofdiener, und hat sich ehrerbietigt zu verneigen, wenn er der Gnade gewürdigt wird, auf Befehl seiner Herrin, die ihn bezahlet, nähret, beherbergt und kleidet, einen wichtigen Brief schreiben zu dürfen. Was geht ihn die Verfassung an? Um die kümmern sich noch ganz andere Leute nicht als der Freiherr von Mirbach, der in seiner unvergänglichen Schilderung der Kaiserreise nach Jerusalem einen beinahe hymnischen Ton anschlug, als er die „fröhlichen, jubelnden Menschenmassen“ am Jaffathor beschrieb und das „ununterbrochen lang anhaltende Lülülü“ der Dachgasser den Volksgenossen zur prompten Nachahmung empfahl. Dieser treffliche Mann, der neben den Redakteuren des Kleinen Journals heutzutage fast allein noch den rechten altpreussischen Royalismus verkörpert, sollte über die Zwirnsfäden konstitutioneller Bedenken stolpern? Er weiß ganz genau: wenn er im Auftrag der Kaiserin die Noheit des Antisemitismus oder die wüste Gewinnsucht der Agrarier in den Abgrund verdammt hätte, — keine liberale Mannesseele hätte an die Verfassung und ähnliches Rumpelkammerinventar gedacht, alle wahrhaft freisinnigen hätten vielmehr in „ununterbrochen lang anhaltendem“ Chorus gerufen: Lülülü! Wozu also die alberne Fruchtselei? Die Stadtribunen sind wäthend, weil sie von der Kaiserin ausgescholten worden sind; einen von der selben Stelle stammenden Lobspruch hätten sie mit wonnigem Schmahen geschlürft. Sie werden sich auch alle Mühe geben, künftigt eine bessere Censur zu bekommen; denn ihr demokratischer Geist kann ohne die Sonne der Hofgunst nicht gedeihen. . . Als die hochselige fromme Frau von Maintenon sich wunderte, weil ihre Karpsen in einem stagnirenden Sumpfwasser eingingen, sagte ihr ein aufrechter Mann, Karpsen seien eben nicht wie Höslinge, die nach ihres Herrn Willen denken, fühlen, leben und sterben. Die Anekdote ist recht veraltet. Heutzutage unterscheiden die Höslinge sich kaum noch von den bewährtesten Demokraten, die ohne die von den Allerhöchsten Herrschaften ihnen gespendete Anerkennung nicht athmen können. Das ist, wenn man die Sache bei Licht besieht, die Moral des Oberhofmeisterstückes.